~~Zc. II. 77/a-o.~~
Postel

*Philipp Frei Herr
von Hettersdorf*

L.g.o 748/1

Zc II 77
a-o

Gesammelte Werke

von

Charles Sealsfield.

Erster Theil.

Der Legitime und die Republikaner.

Erster Theil.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1845.

Der Legitime
und
die Republikaner.

Eine Geschichte
aus dem letzten amerikanisch-englischen Kriege.

Von

Charles Sealsfield.

In drei Theilen.

Erster Theil.

Dritte durchgesehene Auflage.

Stuttgart.
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1845.

Ich zittere für mein Volk, wenn ich der Ungerechtigkeiten gedenke, deren es sich gegen die Ureinwohner schuldig gemacht hat.

Jefferson.

Vorwort

zur gesammelten Ausgabe der Werke des Verfassers des „Legitimen und der Republikaner" 2c.

Zwölf Jahre sind verflossen, seit „der Legitime und die Republikaner" dem deutschen Publikum zuerst vorgelegt worden. Jüngere Geisteskinder haben sich im Verlaufe dieses Zeitraumes an den Erstling angeschlossen, die allmählig zu einer ziemlich zahlreichen Familie angewachsen. Mehr oder weniger erfreuten sich alle einer günstigen oder ausgezeichneten Aufnahme.

Zwar fiel das erste Vortreten des Verfassers einigermaßen auf. — Ohne Namen, ohne Empfehlung irgend einer literarischen Notabilität, den beifälligen Zuruf einer befreundeten Coterie oder den Nachdruck einer einflußreichen buchhändleri-

schen Firma — fremd — von fernen Gestaden, kam er so ziemlich in Yankeeweise, gleichsam einen neuen Markt für seine Produkte suchend. Auch stutzte man über die neue Erscheinung, verlor sich in Muthmaßungen, aber gastfreundlich — wie es von einem deutschen Publikum nicht anders zu erwarten stand — beurkundete sein Empfang jenes wohlwollende Entgegenkommen, das die Stamm-Nation der tonangebenden Völker in beiden Hemisphären so würdig charakterisirt, und das ihn jedenfalls, wenn nicht entschieden, doch mitbewogen haben mag, vorzugsweise Ihr die Resultate seiner Anschauungen und Beobachtungen von Menschen und bürgerlichen Gesellschaften in den Kindern seiner Muße darzulegen.

So folgte denn dem „Legitimen" ein zweiter, von dem ersten wesentlich verschiedener Versuch — anscheinend von geringer Prätension — aber in der That die Vorhut eines größeren Werkes. Wir meinen die „transatlantischen Reiseskizzen," wie

sie in der ersten Auflage, und die „Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre," wie sie in dieser gesammelten gegenwärtigen Auflage betitelt sind.

Sie gefielen als lebendig und frisch hingeworfene Genrebilder des amerikanischen Lebens und Treibens, als glückliches Catching the manners as they fly, als bestimmt und scharf charakterisirende Randglosse zum am wenigsten verstandenen, aber wichtigsten Volks- und Geschichtsbuche des modernen Völkerlebens, an dem sich bereits so mancher vielgepriesene Staatsmann, so mancher berühmte Stubengelehrte den beschränkten Kopf zerbrochen, in seinen Prophezeihungen zu Schanden geworden.

In einigen kritischen Blättern wurde der Wunsch ausgesprochen, unverweilt die Fortsetzung dieser zwei Bändchen, oder doch ähnlicher Genrebilder mehrere zu erhalten; der Verfasser zog es jedoch vor, seine Leser auf neue Gebiete zu führen, den „Virey" und mit diesem das wirre Treiben in Mexico — ferner die „Lebensbilder aus beiden Hemisphären" dazwischen treten zu lassen, und dann

erst den Faden dieser „transatlantischen Reiseskizzen" mit „Ralph Doughby, Pflanzerleben, die Farbigen" weiter zu spinnen, und mit „Nathan" zu schließen.

Diese Bände, besonders der letztere, fanden eine ausgezeichnete Aufnahme. In achtungswerthen Zeitschriften wurde es mit Dank anerkannt, daß der Verfasser den Leser aus der trostlosen Idiosyncrasie gewöhnlicher Phantasiegebilde heraus — und in eine neue und praktische Welt eingeführt, besonders aber daß er diese neue praktische Welt nicht, wie dieß zur Gewohnheit geworden, von ihren schlimmen gehässigen, sondern ihrer bessern Seite — ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung aufgefaßt und dargestellt. Er gab darauf die „neuen Land- und Seebilder, das Cajütenbuch" und „Süden und Norden."

An den drei letzteren Schriften wurde einiges sehr gepriesen, anderes eben so sehr getadelt. Man fand die „neuen Land- und Seebilder" häufig zu em-

pfindsam, zu faselnd, am „Cajütenbuche,“ daß es kein Roman sey, an „Süden und Norden,“ daß die Phantasie zu üppig ausschweife.

Der Verfasser hat es bisher vermieden, über die Grundsätze, die ihn bei dem Entwurfe dieser Schriften geleitet, nähern Aufschluß zu geben. Im Bewußtseyn, daß er, wenn nicht eine neue Bahn eröffnet, doch die bisherige zu erweitern gestrebt, war ihm vor allem daran gelegen, nicht sowohl diese von ihm eingeschlagene Bahn zu rechtfertigen, als dem Publikum im Allgemeinen, dem Kunstrichter insbesondere, Gelegenheit zu geben, ihre Urtheile unbestochen durch seine Kunstansichten auszusprechen, mit einem Worte, diesem Urtheile nicht durch Dictiren des seinigen vorzugreifen.

Darum vermied er es so viel als möglich lange Einleitungen vorauszusenden, ließ höchstens nur ein und das andere über die nächsten Veranlassungen oder seine Tendenzen im Allgemeinen fallen, sich einzig dahin aussprechend, daß jeder besondere

Stoff auch eine besondere Form bedinge; darum unterließ er irgend eine kritische Autorität, eine bedeutende schriftstellerische Persönlichkeit in Anspruch zu nehmen, gab diese Werke ohne Namen — in leichten kunstlosen Rahmen, um, wie er in seinem Nachworte zu „Nathan" sagt, sie dem Urtheile eines Jeden bloß zu stellen.

Dieß ist nun so ziemlich und zwar in einem Umfang geschehen, wie es, seit Walter Scott, Fenimore Cooper, Lytton Bulwer, höchstens nur bei Dickens der Fall gewesen. Zwar haben sich in Deutschland erst die Kunstrichter der jüngern Generation ausgesprochen; die älteren, die das Höchste bereits in ihren Zeitgenossen Göthe und Schiller erblickt zu haben glauben, vielleicht auch den Jahren entrückt, oder durch Verhältnisse beengt sind, in welchen sich freiere moderne Volkszustände schwer mit ungetrübten Augen schauen lassen, — keine unwesentliche Bedingung bei Lesung oder Beurtheilung eines solche Zustände schildern-

den schöngeistigen Werkes — haben weder Zeit noch Raum zu einer Würdigung erübrigt. Im deutschen Publikum selbst haben diese Schriften aus Ursachen, die außer schriftstellerischem Bereiche sind, sich nur langsam Bahn gebrochen; dafür haben sie sich jedoch ein anderes — und zwar das Stammverwandte jenseits des Oceans — um so überraschender gewonnen. Sie haben sich da das Bürgerrecht mit Einemmale erworben, sind in den Händen nicht bloß von Tausenden, sondern von Hunderttausenden, Bürgern der Vereinigten Staaten — desselben Landes, dessen soziale Zustände der Verfasser dargestellt. Auflagen aller Art — in Büchern, in Heften, in Journal-Bogen — sind da ausgegeben worden; dem Verfasser liegen buchstäblich Tische — Körbe voll amerikanischer Journale vor, alle mehr oder weniger mit Kritiken über diese Schriften angefüllt, alle den Verfasser entweder mit unverdientem maaßlosem Lobe, oder gleich unverdientem gehässigem Tadel — ja maliciösem Hohne überschüttend.

Begreiflicher Weise ist es aber in einem Vorworte nicht am Orte, auf eine Widerlegung leidenschaftlicher oder böswilliger Urtheile einzugehen. Diese wird wohl in der dem Verfasser ohnehin durch schriftstellerische Convenance gebotenen kritischen Beleuchtung seiner literarischen Wirksamkeit früher oder später von selbst erfolgen. Gegenwärtig glaubt er nur dahin sich aussprechen zu müssen, daß wenn ihn einerseits die schiefen, ja mitunter gehässig böswilligen Urtheile amerikanischer Kritiker unangenehm berührten, er andrerseits in eben dieser leidenschaftlichen Gehässigkeit, und wieder gegenseitig leidenschaftlichen Partheinahme die Beruhigung fand, daß diese Werke nicht unwürdig der Beachtung erkannt worden, da sie ohne sein Zuthun nicht nur übersetzt und in verschiedenen Auflagen verbreitet, sondern Lieblings-Lectüre des Volkes der Vereinigten Staaten geworden. Es freut ihn dieses von Seite des in politischer Beziehung unstreitig aufgeklärtesten Volkes der Erde abgelegte Zeugniß um so mehr, als er es nun achtungsvoll der deutschen

Nation darlegen kann, die es zuerst war, welche diese seine Schriften würdigte, sich zuerst in dem humanen Sinne, der Sie vor allen Nazionen so sehr auszeichnet, aussprach.

Er glaubt nun auch die Erklärung beifügen zu müssen, daß diese Schriften, so wie sie, mit Ausnahme eines einzigen, zuerst in Deutschland herausgegeben, so auch größtentheils in deutscher Sprache geschrieben worden.

Einzig „der Legitime und die Republikaner" wurde zuerst in den Vereinigten Staaten zu Philadelphia bei Carey & Lea im Jahr 1828 in zwei Bänden unter dem Titel „Tokeah or the white Rose" herausgegeben, aber blos der erste Theil in der deutschen bei Orell und Füßli in Zürich 1833 erschienenen Auflage unverändert belassen, der zweite Theil hingegen gänzlich umgearbeitet. Ferner erschienen von den transatlantischen Reiseskizzen „die Nacht an den Ufern des Tennessee" (A night on the banks of the Tennessee) in dem New-Yorker belletristischen Journale „The mirror;" die übrigen, obwohl ur-

sprünglich englisch niedergeschrieben, wurden zuerst von derselben Buchhandlung Orell und Füßli im Frühjahr 1834 und folglich als deutsche Original-Werke herausgegeben.

Diesen folgte in demselben Jahre der gleichfalls einzig und allein in deutscher Sprache herausgegebene, obwohl noch in der englischen concipirte „Virey," ferner die bereits in deutscher Sprache niedergeschriebenen „Lebensbilder aus beiden Hemisphären," welchen sich im Jahre 1835 der dritte Band der „transatlantischen Reiseskizzen" — auch der dritte Band der „Lebensbilder aus beiden Hemisphären" betitelt — anschloß. Diese, so wie die später im Jahr 1836 bei Friedrich Schultheß in Zürich herausgekommenen Bände IV. V. VI., Pflanzerleben, „die Farbigen" und der das Werk schließende „Nathan," ferner die „neuen Land- und Seebilder" I. II. III. und IV. Band, „das Cajütenbuch" II Bände, die von der J. B. Metzler'schen Buchhandlung verlegten drei Bände „Süden und Norden," wurden ohne Aus-

nahme in deutscher Sprache niedergeschrieben und sind sonach als deutsche Original-Werke zu betrachten.

Der Verfasser glaubt diese Erklärungen um so mehr geben zu müssen, als die Uebersetzungen beinahe aller seiner Schriften ins Englische und deren Herausgabe in den Vereinigten Staaten bereits mehrere Journale, namentlich das „Ausland," das „Buch der Welt" und die „Erheiterungen," zu Rückübersetzungen veranlaßt haben, welche die rechtmäßig erworbenen Ansprüche seines Verlegers beeinträchtigen, und so heilige Eigenthumsrechte verletzen. Er erwartet, seine dießfällige Erklärung werde künftigen Eingriffen dieser Art ein Ziel setzen.

Von den obbenannten Werken erscheinen in gegenwärtiger gesammelter Auflage: „Der Legitime und die Republikaner," „der Virey und die Aristokraten oder Mexiko im Jahre 1812," die „Lebensbilder aus beiden Hemisphären," die aber, um fernere Irrungen zu vermeiden, nach dem Wunsche der Verlegers, „Morton oder die große Tour" be-

titelt sind, und die „transatlantischen Reiseskizzen,“ mit ihren vier Fortsetzungs-Bänden, „Pflanzerleben, die Farbigen und Nathan,“ welche, wie in dem Nachworte zur ersten Auflage angekündigt worden, sowohl in der zweiten als dieser gegenwärtigen dritten Auflage, unter dem Gesammt-Titel „Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre“ herausgegeben werden. Auch die übrigen Werke des Verfassers sollen seiner Zeit in diese gesammelte Ausgabe aufgenommen werden, das „Cajütenbuch“ nicht ausgenommen, das, obwohl vor einiger Zeit an eine andere Buchhandlung übergegangen, nach wenigen Jahren dieser Sammlung gleichfalls angeschlossen werden wird.

Der Verfasser hat es bisher vorgezogen, nach der in England und den vereinigten Staaten beliebten Sitte im Verborgenen zu wirken. Es war ihm dieses Verborgenseyn lieb geworden. — Er hatte gehofft, nach dem Beispiele des großen Sir Walter Scotts, Washington Irwings und Anderer

mehr, noch ferner sein winziges Scherflein ungekannt und unbeachtet geben zu können; allein die dringenden Aufforderungen seiner Verleger, ihre rechtmäßig erworbenen Ansprüche nicht der Gefahr eines Nachdruckes auszusetzen, haben ihn veranlaßt, aus dieser Verborgenheit — so ungerne er es auch that — herauszutreten. Und so tritt er denn aus dieser heraus und nennt sich mit der Erklärung, daß er einzig und allein der Verfasser sämmtlicher obgenannten Schriften ist — daß diese Schriften, wie gesagt, mit Ausnahme der ersten Hälfte des „Legitimen" und der Skizze „Eine Nacht an den Ufern des Tennessee," als deutsche Original-Werke, die in den letzten zwei bis drei Jahren aber in den Vereinten Staaten von Amerika, England und Frankreich erschienenen Ausgaben als Uebersetzungen zu betrachten sind.

Mit dieser Erklärung verbindet er zugleich den Ausdruck des wärmsten herzlichsten Dankes für die — er darf es wohl sagen — beispiellos gast-

freundliche, ausgezeichnete Aufnahme, die ihm bisher geworden — eine Aufnahme, die ihn nie bedauern lassen wird, seine schwachen Kräfte **der deutschen Nation** gewidmet zu haben. —

Baden, den 15. Juli 1845.

Charles Sealsfield.

Vorwort der Verleger

zur ersten Auflage.

Die folgenden Blätter sind uns von einem hochachtbaren, in den Vereinigten Staaten angesiedelten Manne mit dem Antrage zugesandt worden, sie dem Drucke zu übergeben. Wir beeilen uns daher, unsern Lesern dieses aus einer transatlantischen Feder geflossene Geistesprodukt mit der Erklärung des Einsenders vorzulegen, die wir mit seinen eigenen Worten geben und dessen Willen wir bei der Correktur möglichst berücksichtigt haben:

„Sie erhalten hiemit ein Werk, dessen deutsche Bearbeitung mir die angenehmsten Stunden verursacht hat. Ich habe selten ein so reines Vergnügen genossen, als mir bei dieser Arbeit zu Theil ward. Nur derjenige, der seit längerer Zeit mit den Verhältnissen dieses großen und glücklichen Landes bekannt ist, kann den Meistergriffel, der diese Blätter gezeichnet hat, gehörig würdigen. Ich glaube Ihnen ferner bemerken zu müssen, daß ein Theil dieser Blätter bereits in den Vereinigten Staaten (natürlich in englischer Sprache) erschienen, das übrige aber noch im Manuscripte vorliegt,

welches der geehrte Verfasser mir gütigst zur Verdeutschung zu überlassen bewogen ward. Wann er dieses selbst publiziren wird, kann ich nicht bestimmen; doch vermuthe ich, daß es noch geraume Zeit anstehen werde. Sollten Sie in dieser meiner Verdeutschung Amerikanismen finden, so bitte ich schonend umzugehen, da es ohne diese schwer seyn dürfte, dem Geiste, der durch das Englische weht, vollkommen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, oder dieselben rein dem Leser wiederzugeben. Diesem dürfte der Styl anfangs auffallen; aber er wird sich um so besser daran gewöhnen, als er ihn zugleich mit dem Tone und der Sprechart der großen Republik, deren Sitten hier zum Theile geschildert werden, vertraut macht und ihn gewissermaßen mit ihren Worten sprechen lehrt."

A. J. Smith Esq. Dauphin Cy. Pa.

Die schmerzlichen Empfindungen, mit welchen wir zusammen M—e und das Krankenlager des würdigen Staatsmannes verließen, auf das er unter der Last falscher Beschuldigungen geworfen und so der glorreichen Bahn, für die er geboren, so schmählich entrissen worden war, hatten Sie damals weniger empfänglich für die Leiden eines Volkes gemacht, das selbst in seinem gegenwärtigen Zustande politischer und moralischer Entartung eine so großartige Betonung verräth. Sie haben jedoch meine Erwartung, daß die damaligen Eindrücke nicht ganz spurlos an Ihnen vorübergehen würden, auf eine herrliche Weise gerechtfertigt, und die Hoffnung, daß dieses unterdrückte und gemißhandelte Geschlecht endlich vor

feindseligen Einwirkungen gesichert, in seinen neuen Wohnsitzen bestehen werde, ist mir nun lebendiger denn je geworden. Auch ich bin Ihrer, so kräftig auf der Rednerbühne und in Ihren Schriften geäußerten Meinung, daß dieses Volk, wenn noch länger im Kampfe mit der Selbstsucht unsrer Grenzbewohner, ganz vernichtet werden würde, daß es so nicht bestehen könne, und daß, im Falle seines Bleibens, höchstens nur die sogenannten Häuptlinge und ihre Anverwandten mit einigen wenigen stärkern Charaktern sich zu unserer Cultur aufschwingen und unserm Bürgerthum gewonnen werden könnten, hingegen der Rest unvermeidlich immer tiefer und tiefer sinken und zu jenem Auswurf herabgewürdigt werden müßte, der so manche Länder der alten Welt belästigt. Ich stimme mit Ihnen vollkommen darin überein, daß die Ueberreste dieses interessanten Volkes nur dadurch gerettet werden können, daß sie wieder auf den ihnen zusagenden Boden ihrer Urwälder verpflanzt und durch unmittelbare Berührung mit verwandten Stämmen ihre erschlaffte Nationalität aufgefrischt und ihre ausgearteten Sitten veredelt werden; vorzüglich aber, daß sie aus der unglückseligen Berührung mit der

lasterhaften Selbstsucht unserer Squatters und Krämer gerissen werden.

Aber beklagenswerth bleiben nichts destoweniger die Schicksale dieses unglücklichen Volkes, und groß die Leiden, welche die stärkern Seelen unter demselben fühlen müssen, bei der Trennung von dem Lande, in dem sie und ihre Väter geboren wurden. Ich habe neuerlich eine Abtheilung dieser Ueberzügler in der Nähe des Yazoo gesehen, wie sie so eben über den Missisippi gesetzt wurden. Die Aermern waren durchgängig in ihren gewöhnlichen Stumpfsinn versunken, äußerten weder Freude noch Schmerz, obgleich die Verpflegungsanstalten auf dem Ueberzuge vortrefflich waren, die Häuptlinge und die bessern Familien schienen unter der Last ihres Jammers zu unterliegen. Es war ein schmerzvoller Anblick, sie hinüberstarren zu sehen auf das östliche Ufer des Missisippi; Mehrere streckten ihre Hände darnach aus. Auf dem Zuge aus ihren heimathlichen Wäldern, erzählten mir die Commissaire, wandten sie sich jede tausend Schritte und schauten zurück auf die Berge und Fluren, die sie verlassen, und wurden jede Stunde düstrer und trostloser. Einige trugen die Gebeine ihrer Eltern als den köstlichsten

Schatz mit sich, um sie der Erde ihrer neuen Wohnsitze zu übergeben.

Die Scene war um so melancholischer, als man sich des niederschlagenden Gedankens nicht erwehren konnte, daß während wir unser Land den Auswürflingen und Abenteurern der alten Welt öffnen, die letzten ursprünglichen Besitzer des Bodens, die sich gleichsam angeklammert haben an ihre heimathlichen Wälder, nachdem bereits alle ihre Nachbarn gewichen sind, hinausgestoßen werden sollen in die wilde Nacht der Steppen, durch die Selbstsucht der Kinder und Kindeskinder derselben Väter, die sie gastfreundlich einst in ihre Hütten aufgenommen.

Wahrlich, der große Weise hatte Ursache, seine trübe prophetische Mahnung auszusprechen. — Und je länger ich über das Schicksal dieses bejammernswerthen Geschlechtes nachdenke, desto mehr fange auch ich an zu befürchten.

Ich habe mich seit jener Reise viel mit diesem Volke und seinen Sitten und Einrichtungen beschäftigt, und mir schien es eine nicht undankbare Arbeit, die Gemüther unserer Mitbürger durch eine geschichtliche Darstellung eines der großen Charaktere aus dem Zeit=

abschnitte, wo das Mißverhältniß, in dem sie zu den Unsrigen zu stehen anfingen, auffallender wurde, auf eine würdige Weise anzusprechen. — Die einfache Erzählung, die wir in jener Nacht unter dem Dache des greisen Häuptlings anhören mußten, däuchte mir selbst als Tradition würdig, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Eine Excursion nach der Hauptstadt führte mich in die Citybibliothek, und ich fand zu meinem nicht geringen Vergnügen die Schicksale des Mannes, so wie sie uns erzählt wurden, nicht nur bestätigt, sondern auch mehrere bedeutende Aufschlüsse über den Kampf und die Leiden dieses gewaltigen und letzten großen Charakters dieser Nation. Er war die leitende Hauptperson in den zwei letzten Jahrzehnten des verflossenen und dem ersten des gegenwärtigen Jahrhunderts, — wie Sie in der History of the state of Georgia published at Savannah 1802, und in dem Account of the Indians of the Southern States especially of Georgia finden werden. — In der Franklin-Library in Philadelphia müssen diese beiden Werke unfehlbar seyn. Mehrere minder bedeutende Flugschriften erwähnen seiner gleichfalls.

Ueber die beste Art der Darstellung war ich einige Zeit unentschlossen. Für eine Geschichte hatte ich nicht hinlänglich Muße, da eine solche natürlich die seines Volkes mit hätte einbegreifen müssen und die vielen Versuche unserer literarischen Dilettanten dieses Geschichtsstudium voluminös zu machen drohen.

Ich schwankte zwischen einer biographischen und romantischen Darstellung und entschloß mich zu letzterer, die mir um so geeigneter schien, als die seltsame Verkettung des Geschickes dieses merkwürdigen Mannes mit einer Menge geschichtlicher Personen und besonders der edlen Dame, die gegenwärtig in den höchsten Kreisen eines benachbarten Landes so verdienter Maßen glänzt, seinem wirklich großartigen Charakter ein ganz romantisches Gepräge verliehen und mir zugleich einleuchtete, daß diese Darstellungsart zur geschichtlichen erhoben werden könne, wenn die Quelle gewissenhaft angegeben und der Leser so in den Stand gesetzt wird, selbst zu urtheilen, in wiefern der Autor dem Urbilde seines Helden treu geblieben ist.

Ueberhaupt habe ich für den wahrhaft geschichtlichen Roman — deren wir leider nur sehr wenig gute besitzen — eine große Vorliebe. Für alle Stände

sind sie ein weit einflußreicheres Bildungs- und Aufklärungsmittel, als bisher geglaubt wurde, und unberechenbar sind die Wirkungen, die ein gutes geschichtliches, auf Quellen gegründetes, mit Wahrheit und ohne Uebertreibung geschriebenes Buch dieser Art auf eine empfängliche und nicht gänzlich übersättigte oder überraffinirte Nation haben muß.

Ihnen, der mit den indianischen Sitten und Charaktern durch lange Beobachtung so innig vertraut geworden ist, darf ich kaum bemerken, daß da, wo meine eigenen Beobachtungen des Muscogeevolkscharakters nicht auslangten, ich diejenigen stammverwandter Nationen zu Hülfe nahm, wobei mir die neulich erschienenen Schriften unseres Agenten Colonel, Mc. Kenney, besonders seine Tour zu den Chippewas, Mores Account of the Indians und andere mehr, zu statten kamen. Was die in dem Buche selbst vorkommenden Charaktere betrifft, so werden Sie keine Schwierigkeit haben, die meisten wieder zu erkennen. Einer derselben, wissen Sie, hatte leider zu viele Wichtigkeit in einem Zeitpunkte erlangt, der allerdings bedenklich genannt werden mochte, doch immerhin

nicht von der Art war, um die Anwendung solcher desperaten Mittel zu rechtfertigen.

Uebrigens werden sie mir, nach den Nachtscenen in **Hawkset tavern**, nicht zumuthen, daß meine Absichten sich so weit versteigen, die lotteriesüchtigen Bürger eines gewissen Staates *) von ihrem Entschlusse zurückzubringen. Nein, die Lose sind bereits ausgetheilt, ja geworfen; aber selbst dann werde ich mich hinlänglich belohnt fühlen, wenn diese Blätter beitragen, der gedrückten Nation Sicherheit in ihren neuen Wohnsitzen zu erwerben und sie mit einer weniger gewissenlosen Douane zu umgürten, als die war, welche bisher ihr Loos vergällte, ihre Existenz verkümmerte und ihr Daseyn vergiftete. Es wäre traurig, wenn wir nicht ernstlich bedacht wären, endlich zu verhüten, daß Logans Worte in ihre schreckliche Erfüllung gehen.

Alexandria La, den 30. September 1831.

---

*) Georgiens; die Länder der Indianer sind bereits großentheils durch die Lotterie ausgespielt.

Erstes Kapitel.

Haben wir Teufel hier, und spielt Ihr uns Possen mit Euern Wilden und Indianern?

Shakespeare.

An der Straße, die sich vom Städtchen Coosa nach der Hauptstadt von Georgien, Milledgeville, hinabwindet, und nahe dem Platze, wo gegenwärtig der Gasthof gleichen Namens den ermüdeten Reisenden zur Ruhe einladet, stand vor beiläufig dreißig Jahren unter einem Felsenvorsprung, auf welchem einige Dutzende rother Cedern und Fichtenbäume wurzelten, ein rauh aussehendes, mäßig großes Blockhaus. Vor demselben erhob sich ein Gerüst, das aus zwei mannsdicken Balken bestand, verbunden durch Querpfosten, zwischen welchen ein ungeheurer Schild hin und her schwebte, der bei näherer Besichtigung eine groteske Figur im grellsten Farbenschmucke wahrnehmen ließ,

deren Diadem von Federn, Tomahawk, Schlachtmesser und Wampum wahrscheinlich einen indianischen Häuptling bezeichnen sollte. Unter dem Schild war mit Buchstaben, ägyptischen Hieroglyphen nicht unähnlich, gekritzelt, **entertainment For man And beast** *). Zur rechten Seite des Hauses, oder vielmehr der Hütte, und näher dem Fahrwege, waren von Balken gezimmerte Verschläge, vom Wege nur durch eine breite Kothpfütze getrennt, und mit Haufen von Stroh und Heu angefüllt, aus denen hie und da Ueberreste schmutzigen Bettzeuges hervorschauten, und so errathen ließen, daß diese Gemächer nicht nur für das liebe Vieh, sondern auch jene Reisenden bestimmt seyen, die ihr Unstern bemüßigte, hier Ruhe und Nachtlager zu suchen. Ein paar Kuh- und Schweinställe bildeten das Ganze dieser Hinterwäldler-Ansiedelung.

Es war eine stürmische Dezembernacht, der Wind heulte furchtbar durch den schwarzen Fichtenwald, an dessen Abhange die Hütte gelegen war, und das

---

*) Einkehr für Mann und Thier.

schnell auf einander folgende Krachen der Baumstämme, die der Sturm mit donnerähnlichem Getöse zur Erde brachte, verkündete einen jener wüthenden Orkane, die so häufig zwischen den Blue Mountains von Tennessee und dem flachen Missisippilande ihren Zug nehmen, und auf diesem — Wälder, Hütten und Dörfer mit sich führen. Mitten in diesem tobenden Sturme ließ sich ein leises Tappen an dem Fensterladen der oben beschriebenen Hütte vernehmen, dem bald darauf ein starkes Pochen oder vielmehr heftige Schläge folgten, die die Balken, aus welchen die Hütte gezimmert war, in ihren Grundfesten erschütterten. Nicht lange nach dieser Aufforderung öffnete sich die Thür zur Hälfte, ein Kopf streckte sich heraus in die finstere Nacht, als wollte er den Grund recognosciren, während in demselben Augenblicke der Schaft eines Karabiners vorrückte, zweifelsohne um dem Inwohner die fernere Mühe des Oeffnens zu ersparen. Zu gleicher Zeit trat eine lange Gestalt heran, riß die Thüre weit auf, und schritt mit starken Schritten in die Stube, wo sie vor dem Feuerplatze ihren Sitz nahm, hinter ihr drein eine Gruppe von Wesen, die

halb schreitend halb trabend ihrem Führer in einer Linie und im tiefsten Schweigen folgten.

Es dauerte ziemlich lange, bis beiläufig zwanzig dieser Nachtgestalten in die Hütte eingedrungen waren. Als der Zug sein Ende erreicht hatte, schloß sich die Thüre wieder; ein kolossaler Mann näherte sich dem Feuerplatze, wo ein dicker Klotz noch glimmte, warf einige Scheite darauf, und zündete einen der Pechspäne an, die in einem Haufen nahe lagen, dann, auf den Schenktisch gemessenen Schrittes zutretend, ergriff er ganz ruhig ein Talglicht, und setzte es angezündet auf den Tisch.

Das kunstlose — beinahe rohe Innere der Hütte, so ganz dem Aeußern entsprechend, ließ sich nun deutlicher im düstern Schein des Talglichtes — und des allmählig auflodernden Feuers ersehen. Auf einem Stuhle vor dem Feuerplatze saß der Mann, der zuerst eingetreten war, eine blutbefleckte Wolldecke über den ganzen Leib geworfen, so daß Gesicht und Gestalt verhüllt waren. Hinter ihm auf dem Lehmboden kauerte eine Gruppe von zwanzig Indianern auf ihren Hüften, ihre Schenkel in einander verschlungen, ihre Gesichter gleichfalls in ihre nassen Wolldecken gehüllt,

an denen große Blutflecken anzudeuten schienen, daß der Charakter der Expedition, von der sie kamen, ziemlich blutig gewesen sey.

Gegenüber dem Feuerplatze stand in der Ecke der Schenktisch, hinter dessen Gitterwerk ein Dutzend schmutziger Flaschen und noch schmutzigere Gläser und Krüge aufgestellt waren. Drei blau angestrichene Fäßchen mit der Ueberschrift **French Brandy**, **Gin**, **Monongehala** standen eine Stufe tiefer. Ein Haufen von Hirsch-, Biber-, Bären- und Fuchsfellen zur linken Seite reichte beinahe bis zum Geländer, und zeugte von lebhaftem Verkehr mit der kupferfarbigen Race. Zunächst diesen erhob sich ein ungeheures Himmelbett, umringt von drei niedrigern Bettstellen und einer Wiege, oder vielmehr einem Troge, ein Fragment von einem hohlen Baume, an dessen Ende Stücke von Brettern genagelt waren. In diesen verschiedenartigen Behältnissen genoß die Familie des Gastgebers, den lauten ziemlich groben Lungentönen nach zu urtheilen, einer unerschütterlichen und vollkommenen Ruhe. Die Wände der Stube zeigten die rohen und unbehauenen Baumstämme, deren einzige

Ornamente breite Streifen von Lehm waren, welche die Zwischenräume ausfüllten.

In dieser Stube nun, die, nach ihren mannigfaltigen Bestimmungen zu schließen, der Leser sich ziemlich geräumig vorstellen muß, sah man den Wirth beschäftigt, die Stühle und Bänke, die die Eindringer ohne weiteres über den Haufen geworfen hatten, wieder in Ordnung zu bringen, und dieß ganz in der ruhigen kalten trotzigen Manier, die einen hätte vermuthen lassen sollen, seine Gäste seyen eher Nachbarn, als so eben von einer blutigen Expedition zurückgekehrte Wilde, vielleicht gekommen, seinen und der Seinigen Bälge als Zugabe zu ihrer Expedition mit sich zu nehmen. Nachdem er den letzten Stuhl an seinen Ort gestellt, setzte er sich selbst zunächst dem Manne, der als Führer der Bande den Platz im Vordergrunde genommen hatte.

Einige Minuten mochten so Beide gesessen seyn, als der Letztere sich aufrichtete, und einen Theil seines Hauptes entblößte, dessen andere Hälfte mit einem Stücke von Calico verbunden war, an dem kleine Knoten geronnenen Blutes gleich Fransen hingen. Der Hinterwäldler warf einen Seitenblick auf den

Indianer, wandte jedoch sein Auge in der nächsten Sekunde dem knisternden Feuer zu.

„Hat mein weißer Bruder keine Zunge?“ nahm endlich der Indianer das Wort, „oder läßt er sie warten, um sie desto besser zu krümmen?“

Die letzten Worte waren in einem tiefen, höhnischen Kehlentone gesprochen.

„Er will anhören, was der Häuptling sagen wird,“ erwiederte mürrisch trocken der Amerikaner.

„Gehe und rufe Dein Weib,“ sprach der Indianer in demselben tiefen Baßtone.

Der Wirth erhob sich, wandte sich gegen das gewaltige Ehebette, und sprach, nachdem er die Vorhänge auseinander gethan, mit seiner Frau, die im Bette aufgesessen, und wie es schien, eher neugierig als ängstlich, der kommenden Dinge geharrt hatte. Nach einem kurzen Zweigespräch kam das Weib aus ihrem Hinterhalte. Sie war eine derbe Dame, breitschulterig und vollgewichtig, mit einem Zuge in ihrem eben nicht sehr zart geformten Gesichte, der deutlich aussprach, daß sie nicht leicht außer Fassung gebracht werden könne. Ihr Ueberrock von Linsey-Woolsey,

für täglichen und nächtlichen Gebrauch bestimmt, hob ihre gewaltige Gestalt noch mehr heraus, als sie festen Schrittes und beinahe aufgebracht neben ihrem Ehemanne heranschritt. Die drohende Ruhe ihrer Besucher jedoch, ihre blutigen Köpfe und Wolldecken, nun erhellt durch die hochaufschlagende Flamme, erschienen so üble Vorbedeutungszeichen, daß das gute Weib sichtlich zusammenschrack. Ihre ersten Schritte, die rasch und zuversichtlich auf die Indianer gerichtet waren, begannen zu wanken, und mit einem unwillkürlichen Schauder drehte sie sich nach der Seite, wo ihr Mann wieder seinen Sitz genommen hatte. Eine Minute verging in düsterm Schweigen.

Der Indianer erhob nun sein Haupt, ohne jedoch aufzublicken, und sprach im strengen Tone: „Höre, Weib, was ein großer Krieger Dir sagen wird, dessen Hände offen sind, und der das Wigwam seines Bruders mit vielen Hirschhäuten füllen wird. Für dieses wird er bloß wenig von seiner Schwester verlangen, und dieses Wenige mag sie leicht geben. Hat meine Schwester," frug der Indianer mit erhöhter Stimme, einen Blick auf das Weib richtend, „hat sie Milch für eine kleine Tochter?"

Das Weib sah den Indianer verwundert an.

„Will sie,“ fuhr dieser fort, „ein Weniges von ihrer Milch einer kleinen Tochter geben, die sonst wegen Mangels sterben würde?“

Die Züge des lauschenden Weibes heiterten sich in dem Maße auf, als es ihr klar zu werden anfing, daß der Indianer etwas von ihr wolle, und es also in ihrer Gewalt stände, eine Gunst zu gewähren oder auch zu versagen. Sie dehnte sich von der Seite ihres Ehemanns dem Indianer zu, und schien mit Sehnsucht nähere Aufschlüsse über eine so sonderbare Zumuthung zu erwarten.

Der Indianer, ohne sie im mindesten eines Blickes zu würdigen, öffnete die weiten Falten seiner Wolldecke, und zog ein wunderschönes Kind, in kostbare Pelze gehüllt, hervor.

Das Weib stand einige Augenblicke wie erstarrt über die liebliche Erscheinung; Verwunderung und Erstaunen schienen ihre Zunge gefesselt zu haben. Neugierde jedoch, dieses liebliche Wesen näher zu besehen, und vielleicht Muttergefühl, lösten nun auf einmal diese.

„Guter Gott!“ rief sie, während sie beide Hände

ausstreckte, das Kind zu empfangen. „Guter Gott! Was für ein lieblich, wunderlieblich kleines Ding, und guter Eltern Kind muß es auch noch seyn, Ihr könnt euch drauf verlassen. Schwören wollte ich. Schaut nur einmal die Felle und die feinen Spitzen. Habt Ihr in eurem Leben so etwas gesehen? Wo habt Ihr das Kind her? Armes, kleines Ding! Ja wohl will ichs füttern. Es ist ja kein rothes Kind."

Die Dame schien guter Lust zu seyn, ihrer Verwunderung noch eine Weile freien Lauf zu lassen; ein bedeutsamer Wink ihres Mannes jedoch schloß ihr den Mund. Der Häuptling, ohne sie der geringsten Aufmerksamkeit zu würdigen, entfaltete das blaue Fuchspelzchen, streifte es dem Kinde ab und schickte sich an, es aus dem Ueberröckchen zu ziehen. Es war ihm nach einiger Mühe gelungen, dem Kinde auch dieses abzuziehen; allein ein drittes, viertes und fünftes erschien, in welche die Kleine gleich wie ein Seidenwurm in seine Cocons eingehüllt war. Der Indianer verlor mit einem Male die Geduld, und sein Schlachtmesser ergreifend, schnitt er dem Kinde die drei noch übrigen Kleidchen vom Leibe, es dann nackt der Wirthin hinhaltend.

„Eingefleischter Satan!“ kreischte das schaudernde Weib, indem sie das Kind mit Gewalt aus seinen Händen riß.

„Halt!“ sprach der Indianer, kalt und unbeweglich auf den Hals des Kindes blickend, von dem ein goldnes Kettchen mit einer kleinen Medaille hing. Das Weib, ohne ein Wort zu sagen, streifte die Kette dem Kinde über das Köpfchen ab, warf sie dem Indianer ins Gesicht, und eilte ihrem Bette zu.

„Der Teufel ist in dem Weibe,“ brummte der Wirth, nicht wenig, wie es schien, über ihre Heftigkeit beunruhigt.

„Der rothe Krieger,“ sprach der Indianer in unerschütterlicher Ruhe, „wird mit Biberfellen die Milch seiner kleinen Tochter bezahlen; aber er will behalten, was er aufgelesen hat, und die Thüre muß sich öffnen, wenn er um das Kind anruft.“

„Aber,“ versetzte der Wirth, dem es nun auf einmal einzuleuchten schien, daß eine nähere Erklärung nicht überflüssig seyn dürfte, „aufrichtig gesagt, ich gebe nicht viel darum, und behalte das Kind, obwohl ich, Gott sey Dank, deren selbst erklecklich habe. Aber sollten nun die Eltern kommen, oder der weiße Vater

von dem Kinde hören, was dann? Der rothe Häuptling weiß, seine Hände reichen weit."

Der Indianer hielt eine Weile inne, und sprach dann in einem bedeutsamen Tone: „Des Kindes Mutter wird nie wieder kommen. — Die Nacht ist sehr dunkel. — Der Sturm braust sehr stark. — Morgen wird nichts von den Fußstapfen der rothen Krieger zu sehen seyn. — Es ist weit zu den Wigwams des weißen Vaters. — Hört er von dem Kinde, dann hat mein weißer Bruder ihm davon gesagt. — Nimmt er es, so wird der rothe Häuptling die Kopfhäute der Kinder seines weißen Bruders nehmen."

„Dann nimm Dein Kind wieder zurück, ich will nichts damit zu thun haben," sprach der Hinterwäldler im entschlossenen Tone.

Der Indianer zog sein blutiges Messer, und warf einen erwartenden Blick dem Bette zu, hinter dessen Vorhängen das Kind verschwunden war.

„Wir werden dafür Sorge tragen, Niemand soll etwas davon erfahren;" kreischte das erschrockene Weib.

Der Indianer steckte sein Schlachtmesser wieder ruhig in den Gürtel, und sprach: „Die Kehlen der rothen Männer sind trocken."

Von dem Bette herüber ließ sich ein Gemurmel hören, das dem christlichen Wunsche nicht unähnlich klang, jeder Tropfen möge den Bluthunden zu Gift werden: der Wirth jedoch, weniger von der rachedürstenden Menschlichkeit seiner Ehehälfte beseelt, eilte ziemlich schnell dem Schenktische zu, um den Forderungen seiner Gäste Genüge zu leisten. Der Häuptling trank sein halbes Gillglas Whisky sitzend und auf einen Zug aus, dann ging es in der Runde herum. Nachdem die sechste Flasche geleert war, erhob Ersterer sich plötzlich, warf ein spanisches Goldstück auf die Tafel, öffnete die Vorhänge des Bettes, und hing dem Kinde eine Halskette von Korallen um, die er aus seinem Wampumgürtel gezogen hatte.

„Die Muscogees werden die Tochter eines ihrer Krieger erkennen," sprach er, seinen Blick auf das Kind heftend, das nun ruhig am Busen der Wirthin in seinem neuen Flanellröckchen lag. Noch einen zweiten Blick warf er auf das Kind und das Weib, und dann wandte er sich stillschweigend der Thüre zu, und verschwand mit seinen Gefährten in der finstern Nacht.

„Der Windstoß ist vorüber;" sprach der Wirth, der den Indianern durch die Thüre nachgesehen hatte,

als sie sich hinab zu ihren Birkenkanoes an dem Coosa stahlen.

„Ums Himmeswillen! Wer ist dieser eingefleischte rothe Teufel?“ unterbrach ihn sein Weib, tiefen Athem holend und unwillkürlich aufschaudernd.

„Hush, Weib! halt Dein Maul, bis der Coosa zwischen Deiner Zunge und den Rothfellen ist. Es ist kein Spaß. Ich versichere Dich.“

Mit diesen Worten schloß er die Thüre, und näherte sich mit dem brennenden Lichte dem Bette, wo sein Weib dem Kinde die Brust gab.

„Armes Ding,“ sprach er, „könntest Du, Du würdest wahrlich eine Geschichte kund thun, vor der einem die Haare zu Berge stehen möchten. Ja und sie mag uns auch unsere Haut kosten. Es ist nicht alles wie es seyn sollte. Diese rothen Teufel waren auf einer Skalp-Expedition. Das ist nun so gut als richtig. Aber wo sie waren, das weiß der Himmel. Wohl, wären sie noch dem Spanier über den Hals gekommen,“ fuhr der Mann fort, wechselweise den Säugling und das Goldstück betrachtend, „ich scherte mich den Henker drum, aber so —“

Mit diesen Worten warf er sich wieder ins Bette.

Aber es verging eine lange Stunde, ehe der Schlaf über ihn kam. Der Vorfall schien ihm Ruhe und Rast geraubt zu haben.

Capitain John Copeland, dieß war der Name und Charakter des Schenkwirthes zum Indianischen Häuptling, von dem wir bisher unsre Leser unterhalten haben, war einer jener befugten Zwischenhändler, die seit zwei Jahren sich in dem Lande der Creeks unter dem Patronate der Centralregierung, und unter dem unmittelbaren Schutze des unter den Indianern residirenden Agenten, niedergelassen hatten. Er hatte sich vom östlichen Georgien mit seinem Weibe und vier Kindern übersiedelt, sich mit Hülfe von fünfzig Dollars die Sammlung obenbenannter Branntweinfässer angeschafft, seine Familie mit zwei neuen Sprößlingen, seine Habe aber bereits um das Zwanzigfache vermehrt, und befand sich nun, ein Mann zwischen dreißig und vierzig, so wohl, als es nur immer einer seyn konnte, der, um in der Landessprache zu reden, breitschulterig und vierschrötig, in seinen eigenen Schuhen stand. Niemanden über sich, Jeden, der nicht Bürger war, unter sich achtend, verband er klugermaßen gerade so viel Kneipenwitz mit seiner

Capitainswürde, als seinen ernsten Gästen und scharfen Falkenaugen zuzusagen schien. Obgleich nun aber das ganz gedeihliche Wesen John Copelands, und all sein Dichten und Trachten, mehr darauf gerichtet waren, sich die Bälge der Indianer auf gute Art zuzueignen, als seinen eigenen — und die seiner Familie zu erhalten, welche, die Wahrheit zu gestehen, nicht viel besser daran waren, gewiß nicht sicherer, als die der hart zu erlangenden Biber, so war nichts desto weniger in ihm ein zwar dunkles, mehr instinktartiges, aber desto richtigeres und festeres Pflichtgefühl, das nicht angestanden haben würde, Biber- und andere Felle aufzuopfern, wenn das Wohl seines Landes oder seiner hinterwäldischen Mitbürger im Spiele stand. Die Verhältnisse dieser Hinterwäldler aber mit ihren kitzlichen wilden Nachbarn waren von jeher gespannt gewesen. Zwar hatten die Creeks viele Jahre hindurch mit den Amerikanern oder, eigentlich zu sprechen, mit den Bewohnern des Staates Georgien, in scheinbar gutem Einvernehmen gestanden. Sie hatten nicht nur den Agenten, den die Centralregierung gesandt, mit allen Zeichen der Achtung aufgenommen, und so die Oberherrschaft des

großen weißen Vaters, wie sie den Präsidenten der Vereinigten Staaten zu nennen pflegen, anerkannt; sie hatten sich auch sogar willig gezeigt, jenen Absichten entgegen zu kommen, die die Regierung und ihr Agent zur Förderung ihrer bürgerlichen und moralischen Kultur zu verwirklichen angefangen hatten. Aber trotz diesen günstigen Anzeigen wechselseitigen Zutrauens, gab es hundert unangenehme Berührungspunkte, die zu Samen künftiger oder naher Zwietracht werden konnten und mußten, und die dem scharfen Auge unsers Capitains nicht wohl entgehen konnten.

Die verschiedenen Friedensschlüsse, die diesen Indianern von den Weißen, wie sie die Amerikaner nannten, abgenöthigt worden waren, hatten sie allmählig des größern und bessern Theiles ihres angestammten Besitzthumes beraubt. Dieses Besitzthum hatte sich einst über den größern Theil von Georgien und Florida, die heutigen Staaten von Alabama und Missisippi erstreckt. Sie hatten sich in diese Abtretungen, obwohl sie Beraubungen nicht unähnlich sahen, mit Gleichmuth und in der Hoffnung gefügt, wenigstens dasjenige, was ihnen übrig geblieben, in Frieden zu genießen. Einige Zeit, besonders während des Re=

volutionskrieges und der ersten zehn darauf folgenden Jahre hatte man sie auch in Ruhe gelassen. Die Bürger Georgiens, kaum im Stande, sich der auswärtigen Feinde zu erwehren und ihre eigenen Felder zu pflügen, hatten sich weislich gehütet, die schlummernden Wilden zu wecken. Die achtzehn Jahre jedoch, die seit der Beendigung des Freiheitskampfes verflossen waren, hatten allmählig die tiefen Wunden geheilt, die Krieg und Verheerung diesem Staat geschlagen; mit der beinahe verdoppelten Bevölkerung war auch das Bedürfniß gestiegen, sich im üppigen Westen auszubreiten. Die rüstige Jugend begann daher sehnsüchtige Blicke auf die fetten Wallnuß- und Ahornniederungen zu werfen, die sich in den herrlichen Thalweiten der Coosa- und Oconeeflüsse erstrecken. Nicht lange währte es, und die Ueberzügler kamen häufiger und häufiger mit Wagen und Pferden, Weibern und Kindern, ihren Rindern und ihrer Habe, um sich die besten Stellen des Landes auszusuchen, ohne sich um Rechtstitel oder Besitzthum im mindesten zu kümmern. Dieser rechtlose Zustand hatte nur wenige Monate vor dem nächtlichen Ereignisse Veranlassung zu einer ernsten Streitigkeit wegen des Besitzes der Ländereien am Oconeeflusse

gegeben. Zwar wurde diese noch durch Vermittlung der Centralregierung beigelegt, aber der Vergleich, weit entfernt die Gemüther zu beruhigen, hatte vielmehr einen giftigen Stachel in den Herzen der Indianer zurückgelassen. Derselbe Häuptling der Creeks, der sich hatte verleiten lassen, diesen herrlichen Landstrich abzutreten, war seiner Abstammung nach gemischter Race, und seine Mutter eine Amerikanerin. Dieser Umstand würde schon allein hinreichend gewesen seyn, das Mißtrauen der Indianer in einem hohen Grade aufzuregen, selbst wenn sich nicht ein bedeutender Stamm dieses Volkes durch den Vertrag beeinträchtigt gefühlt haben würde; letzteres war jedoch wirklich in einem schreienden Grade der Fall gewesen, und gerade der Hauptstamm dieses ausgezeichneten Volkes, mit einem Abkömmlinge der alten Mikos oder Könige der Oconees, war durch diesen Vertrag mit seinem ganzen Stamme land- und heimathlos geworden. Dieser Miko nun stand im Rufe, der bitterste Feind der Weißen zu seyn. Seine Unbeugsamkeit und Hartnäckigkeit waren zum Sprichworte geworden. Sein Einfluß, hieß es, sey unbeschränkt in seinem Stamme, und überwiegend im Rathe der ganzen Nation, die

nun für den Besitz ihres noch übrigen Gebietes mit Recht besorgt wurde.

Gekränkt und gedrückt in seinen Rechten, wie der heimathlose stolze Wilde sich fühlen mußte, bedurfte es nur wenig, um die glimmende Flamme der Unzufriedenheit zum Ausbruche zu bringen. Ein Krieg, so hoffnungslos er für die Unterdrückten am Ende auch seyn mußte, war jedoch eine fürchterliche Geißel für die zerstreuten weißen Ansiedler in diesen Hinterwäldern. Der Tod war das Geringste, was sie von Menschen zu erwarten hatten, deren Rache und Blutdurst durch eine lange Folgenreihe von Unterdrückungen so furchtbar aufgeregt waren. Der Capitain hatte daher ziemlich starke Gründe zum Nachsinnen erhalten, und vertraut, wie er war, mit dem grausamen Charakter des Volkes, unter welchem er lebte, mußte ihm die zweideutige Ruhe, die seit einiger Zeit herrschte, mehr als bedenklich erscheinen. Die Nachtscene erschien ihm wie eine Andeutung, und seine Besorgniß war in voller Stärke erwacht. Welches der Entschluß war, den er gefaßt hatte, werden wir bald sehen.

Zweites Kapitel.

Verwegener Hund, geh' du zurück, wenn ich's befehle.
Shakespeare.

Die ersten Strahlen der Morgensonne fanden unsern Capitain mit Zurüstungen zu einer Reise beschäftigt, die darin bestanden, daß er statt der Linsey=Woolsey=Hosen — lederne anthat, seine Mokassins hervorsuchte, an den rechten Fuß einen verrosteten Sporn schnallte, über beide ein paar Leggings *) warf, die einzeln einem mittelmäßig großen Manne sehr wohl als Mantel gedient haben könnten, und schließlich sich zur wohlbesetzten Tafel niederließ, alles in der systematischen Ruhe des Hinterwäldlers: Leute, die bekanntlich langsam zu einem Entschlusse kommen, aber wenn dieser gefaßt ist, eben so besonnen als unbeugsam ihn verfolgen, weder Hindernisse scheuen, noch Furcht kennen, und in der größten Gefahr noch immer ein Mittel sehen, den Witz zu schärfen, anstatt sich dadurch abschrecken zu lassen.

---

*) Schenkeltücher, die beim Reiten um die Kniee herumgewunden werden. Man findet sie durchgängig auf dem Lande.

„Sende Tomba hinauf zu den Cherockeesen mit den Bälgen; Ihr Ik=wan Sa geht hinab zum Spanier; er hat mir versprochen sie mitzunehmen. Und haltet Euch bereit für morgen Nacht, sollte ich nicht bis zu dieser Zeit bei Hause seyn; hoffe der Deputy=Agent ist daheim. Sollte mir nicht lieb seyn, wenn ich ihn verfehlte.“

„Wann darf ich Dich zurückerwarten, Mann?“ fragte sein Weib.

„Das ist mehr gefragt, als ich für jetzt beantworten kann. Vielleicht daß ich auf einige Tage oben bleiben muß; komme ich nicht innerhalb zwei Tagen, dann gehst Du zu den Cherockeesen. Du weißt, die in Pensylvanien sind auf — gegen den alten Adams. Wollte, daß den Tory der Teufel holte! Sollten die Rothhäute es verspürt haben, so verlaß Dich darauf, daß sie sich die Confusion zu Nutzen machen, und 's hier losgeht. Thue auf alle Fälle, wie ich Dir gesagt. Sie sind rege, und wir müssen uns sputen, sonst hängen unsre Bälge nächste Woche in ihrem Council=Wigwam.“

Mit diesen Worten nahm er seine gewichtige Reitpeitsche, mit der er wirklich einst einen Dammhirsch

zu Boden geschlagen, von der Wand, steckte eine gewaltige Pistole in seine lange Rocktasche, und bestieg seinen Gaul.

Die Straße oder vielmehr der Pfad, den unser Capitain nun einschlug, und der zur Wohnung des Deputy-Agenten Capitain Mc. Lellan führte, lief zuvörderst durch einen langen Fichtenwald. Der Grund, eine sanft anschwellende Anhöhe, war bedeckt mit einer leichten Schichte Schnees, der nach dem Hagelsturme gefallen war. Die tiefe Ruhe, die über die ganze weite Landschaft hingebreitet, die schwarzen schlank sich erhebenden Fichtenstämme, deren dunkelgrüne Zweige mit prachtvollen Schneeguirlanden behangen in der Morgensonne gleich Millionen von Brillanten blitzten, die kalte scharfe Morgenluft, die durch den Wald blies, alles das begann allmählig auf das Blut unsers Hinterwäldlers zu wirken, der im mäßigen Schritte forttrabte, noch immer über die Nachtscene brütend und sie mit den verschiedenen Aeußerungen früherer Besucher zusammenhaltend, — eine Geistesarbeit, die ihn häufig in ein Brummen ausbrechen machte, aus dem die Worte „D—n them," zu entnehmen waren.

So mochte er einige Stunden fortgetrabt seyn. Das Hochland senkte sich allmählig in eine breite Thalweite, überwachsen mit Wallnußbäumen, zwischen denen sich hie und da ein lichter Punkt zeigte, aus dem einzelne Hütten, aus Baumstämmen aufgezimmert, hervorschauten. Kleine Wälschkornfelder und Tabakspflanzungen schloßen sich im Hintergrunde an die Häuschen und bildeten nicht unangenehme Ruhepunkte. Der vorurtheilsfreie Reisende dürfte diese Wohnungen des Friedens, die so ruhig unter den gewaltigen Baumstämmen gleichsam wie hingezaubert lagen, lieblich gefunden haben. Wir selbst haben selten etwas Anziehenderes als diese Wohnungen gesehen, deren wir uns mehrerer in Arkansas erinnern, und bei deren Anblicke es uns immer war, als ob sie dem Füllhorn des Genius der Cultur bei seinem ersten Durchfluge durch diese Gegend gleichsam entglitten wären. Capitain Copeland, zu dem wir nach diesem kurzen Ausfluge wieder zurückkehren, schien jedoch, seinem Brummen nach zu schließen, nicht dieser philantropischen Meinung zu seyn. Er hatte sich mittlerweile dem Oconee genähert, an dessen reizenden Ufern die Wigwams immer häufiger er-

schienen. Diese Landschaft hatte bereits damals einen ziemlichen Anstrich von Cultur. Die Hütten waren hier geräumiger und nicht unähnlich den Wohnhäusern der westlichen Grundbesitzer. Man sah Ställe für das Vieh, und ziemlich große Strecken von Wälschkorn- und Tabakspflanzungen. Mehrere waren selbst umringt von Obstgärten. Die Stirn unsres Hinterwäldlers fing an sich zu runzeln, als er seitwärts nach den Pflanzungen und Wohnhäusern schielte, deren mehrere das seinige an Umfang und Wohnlichkeit übertrafen.

„Der Teufel weiß, was Obrist Hawkins im Sinne hat mit seinen Zimmerleuten, Webern, Schmieden und den tausend andern Leuten, die er diesen Rothhäuten zuführt. Er wird doch nicht diese rothen Teufel für immer in Georgien behalten wollen? Verdammt, wenn sie — und es sieht darnach aus;" murmelte er nach einer Pause, während welcher er ziemlich scheelsüchtig auf ein Wohnhaus hinabblickte, das nahe an seinem Wege lag.

„Sie haben ihre comfortabeln Wohnungen und Wälschkorn- und Tabakspflanzungen, mehr gleich freien Männern denn verfluchten Rothhäuten, selbst

Hanf brechen sie;" fuhr er in demselben mürrischen Tone fort, als sein Blick einer Gruppe von Mädchen begegnete, die hinter dem Hause um angezündete Feuer ihren Hanf lustig schwenkten. "Ich vermuthe, in einigen Jahren werden sie's auch versuchen ihren Whisky zu brennen. Immer zu, mein Oberst Hawkins. Es ist noch nicht aller Tage Abend geworden. Rothhaut bleibt Rothhaut, und ich möchte eben so wohl versuchen, meine Neger weiß zu waschen, als diese verrätherischen Seelen zu ordentlichen Menschen zu machen."

Unsere Leser werden leicht einsehen, daß die Ansichten unsres Capitains von denen des erwähnten philantropischen Obersten Hawkins ziemlich verschieden waren. Und die Wahrheit zu gestehen, gerade diese Ansichten waren es, die nicht nur unter seinen Mitgenossen im indianischen Zwischenhandel, sondern bei den westlichen Ansiedlern überhaupt vorherrschend zu werden anfingen. Bereits in diesen frühern Zeiten begann man mit unfreundlichem Auge auf die natürlichen und wahrhaft legitimen Besitzer dieses Landes zu sehen; man gewöhnte sich, sie als einen Auswurf zu betrachten, dessen man sich nicht früh genug ent-

ledigen könne. Man war nichts weniger als geneigt, ihre Fortschritte in den verschiedenen Zweigen der Landwirthschaft und mechanischen Gewerbe günstig anzusehen, da eben diese den festen Entschluß zu beurkunden schienen, im Lande zu verbleiben.

Wir sprechen von Georgien, und unser Capitain, ein Bewohner dieses Staates, theilte natürlich eine Meinung, die um so allgemeiner geworden war, als sie mit dem Interesse der Mehrzahl so innig harmonirte. Obrist Hawkins war daher nichts weniger als der Liebling eines Mannes, der mit vielen guten Eigenschaften auch mehrere zweideutigen Charakters verband, und unter den letztern eine angeborne Abneigung gegen die rothe Race, die er, seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, grimmiger als die Polecats haßte. Diese gute Meinung behielt er jedoch, wie leicht zu erachten, für sich, und selbst gegenwärtig entschlüpfte sie ihm nur in abgebrochenen Damns.

So hatte er beiläufig zwanzig Meilen zurückgelegt, und war an den Abhang eines Bergrückens gekommen, von dem er eine weite Aussicht zurück auf die Niederung hatte. Noch einmal warf er einen Blick über die liebliche Gegend, als wollte er seine Erbitte-

rung kräftigen, und gab dann seinem Klepper den Sporn. Ein dichtes Gebüsch von Hundsholz, Hickory und wilden Lorbeeren lag vor ihm, dessen weit um sich greifendes Gezweige seinem Gesichte allmälig beschwerlich zu werden anfing.

Er hatte bereits ein Duzend mal den Schnee, den es in vollem Maße über ihn schüttete, abgeworfen, als sich plötzlich ein leichtes Rauschen im Lorbeergebüsch hören ließ, das ihn stutzen machte. Einen Augenblick hielt er inne, seine grauen Augen auf das verdächtige Gebüsch gerichtet; dann zog er sich behutsam zurück, und mit der einen Hand in seine Tasche nach der Pistole fühlend, mit der andern die gewichtige Reitpeitsche ergreifend, harrte er der Dinge, die da kommen würden.

„Ja sie sind mir auf der Fährte, ich wollte wetten;“ brummte er mit einem zweiten Blick auf das Dickicht, das seine buschichten Augenwimpern sträuben machte. „Verdammt, daß ich nicht gestern geritten.“

Bereits war es zu spät. Die letzten Sylben des Monologs waren ihm kaum über die Zunge, als das Gebüsch sich öffnete, und eine lange wirklich abschreckende Gestalt aus dem Gezweige hervortrat, und

sich vor ihm auf eine Art aufrichtete, die ein besserer Christ als er unfehlbar für ein Gespenst gehalten haben würde. Sein Pferd prallte zurück, und der Reiter war nahe daran, aus dem Sattel geworfen zu werden. Es war der Häuptling von gestern, der vor ihm stand, die Hälfte seines Hauptes noch immer mit dem Stücke Tuch verbunden, so daß nur Ein Auge zu sehen war, dessen starrer Blick sich mit dem Ausdrucke der tiefsten Verachtung auf den Capitain heftete.

„Ein mächtiger Krieger,“ so sprach der Indianer nach einer langen Pause im Tone des bittersten Hasses, „hat seine Rede einem Hunde vorgeworfen, der nun geht, Unkraut in den Pfad zu säen, der zwischen den weißen und den rothen Männern liegt. Hat er auch die Häupter Derjenigen gezählt, die er in seinem Wigwam zurückgelassen? Wenn er zurückkehrt vom weißen Zwischenhändler, dürfte er es leicht geleert, und die Kopfhäute seines Weibes und seiner Kinder bereits getrocknet im Rauche der rothen Männer finden.“

Ein rauhes Hohngelächter erschallte zugleich aus dem Gebüsche, dessen Zweige sich öffneten, um zwei

Reihen von drohenden Gestalten hindurch zu lassen, die sich zu beiden Seiten dem Sprecher anschlossen.

Gegenwart des Geistes war eine Tugend, die zu üben unser Hinterwäldler seit den zwei Jahren seines Verkehrs hinlänglich Gelegenheit gehabt hatte. Mit einem Gesichte, dem der vollendetste Diplomatiker unsrer Zeit kaum deutlicher den Stempel naiverer Verwunderung hätte aufdrücken können, wenn er arger Weise auf einem Seitenpfade ertappt wird, erwiederte unser Capitain:

„Und was ist es weiter? Kann ein ehrlicher Mann nicht einmal um einige Ellen Flanell für ein Nachtröckchen reiten, wenn ein großer Häuptling sein Pflegekind rein ausgezogen, gleich einem Straßen-“ — Räuber wollte er sagen, verschluckte jedoch das Wort klugerweise.

Des Häuptlings Auge hatte an dem Sprecher gehangen, als wollte er ihn mit seinem Blicke durchbohren. „Braucht die Tochter des Kriegers Kleider?“ fragte er endlich.

„Alberne Frage!“ erwiederte der Capitain mit derselben gleichgültigen, beinahe stupid-naiven Miene. „Betsi hat blos einen Ueberrock, und den braucht sie

selbst. Ich gebe eine Gill Whisky, wenn das arme Ding bis zu meiner Heimkehr nicht erfroren ist."

„Der rothe Krieger wird Kleider senden," erwiederte der Häuptling, der sich sofort zum nächststehenden Indianer wandte, dem er einige Worte in die Ohren flüsterte, worauf Dieser mit einem Satze im Gebüsche verschwand.

„Wohl, wenn Ihr das Zeug, weßhalb ich ausgeritten, zu schicken denkt, so erspare ich Mühe und Geld. Vergeßt aber nicht die Schuhe und Strümpfe oder Mocassins, was Euch gut dünkt," schloß Capitain Copeland, seinen Gaul wendend, um aus der gefährlichen Nachbarschaft zu kommen.

Der Indianer gab jedoch ein Zeichen, das ihn halten machte.

„Der Pfade," sprach er, „die von dem Wigwan des weißen Mannes zu seinen Brüdern führen, gibt es viele, und seine Zunge ist sehr gekrümmt; aber die Augen und Ohren des rothen Häuptlings sind weit offen. Daß nicht er oder sein Volk auf diesen Pfaden von den rothen Männern gefunden werde; sonst nehmen sie seine und seiner Leute Kopfhäute."

„Aber zum Teufel," lachte der Capitain, „Ihr

werdet mich doch nicht mit Weib und Kindern zum Gefangenen in meinem eigenen Hause machen wollen, wenn so viel auswärts zu thun ist, Rum einzukaufen, Felle abzuliefern, und tausend andere Dinge?“

„Der weiße Mann mag Rum holen, um den rothen Mann zu betrügen und seine Kraft zu ertödten;“ versetzte der Indianer mit bitterm Lachen, „aber er wird seinen weißen Bruder, zu dem er nun wollte, nicht sehen, bis der Mond dreimal gewechselt. Auch dann vergesse er nicht, seine Zunge zu bewahren.“

Der Indianer kehrte ihm nun den Rücken und verschwand im Gebüsche. Unser Capitain aber blickte dem Wilden einige Sekunden nach, murmelte einige Damns, und gab, nachdem er aus voller Brust Athem geholt hatte, gleich einem, der einer drohenden Gefahr entgangen, bedächtlich seinem Gaule den Zügel — um unverrichteter Dinge wieder nach Hause zu kehren.

Auf dem Heimwege hatte er volle Zeit, über den sonderbaren Häuptling nachzudenken.

Daß die Indianer etwas Gräßliches im Schilde führten, schien außer Zweifel. Aber wo der Donnerschlag einfallen sollte, und wie ihn zu verhindern, war mehr als er sagen konnte.

Mc. Lellan Nachricht zu senden, daran durfte er gar nicht denken. „Und sollte ich auch," so schloß er, „im Stande seyn, ihm einen Wink zu geben; was dann? Von Mc. Lellan zum Obersten Hawkins sind es noch gute zweihundert Meilen, und bis die traurige Post ihn erreicht, ist der Schlag gethan, und unsre Bälge uns vom Kopf geschunden," setzte er leiser hinzu. „Es wundert mich ohnehin, daß der meinige noch an Ort und Stelle ist," murmelte er, sich unwillkührlich kratzend. „Aber," schloß er ferner, „würden die Rothhäute das Kind mir übergeben haben, wenn sie uns zu ihren Opfern ausersehen hätten? Nein. Er hätte es an den nächsten besten Baum geschmettert."

So schloß Capitain Copeland, und sein Schluß war, wie wir bald erfahren werden, so ziemlich richtig. Zwar kitzelte ihn noch immer der Gedanke an Capitain Mc. Lellan, und oft warf er seine scharfen Falkenaugen links und rechts; aber mittlerweile war er zu Hause angelangt, und die Stimme seines Weibes, das glücklicherweise nicht ganz so patriotisch dachte, brachte ihn bald von den Gedanken an einen zweiten Versuch zurück, und stimmte ihn zum weniger patrio-

tischen, aber unter den gegenwärtigen Umständen rathsamern Entschlusse, in Geduld das Weitere abzuwarten. Der Umstand, daß der Indianer bald darauf sein Wort hielt, und ein ziemlich starkes Bündel mit Flanell und Calicozeugen und artigen Kinderschuhen sandte, trug nicht wenig dazu bei, ihn zu beruhigen.

So vergingen unserm Capitain der nächste und die folgenden Tage, ohne daß er sich besonders den Kopf zerbrochen hatte. Ohnehin waren solche Ereignisse nichts Seltenes, und wenn gleich die letzte Nachtscene sich von früher ähnlichen durch etwas ihm unerklärlich Mysteriöses unterschied, so ließen ihm doch seine Stube voll Kinder, seine Feld- und Hausarbeiten und Gäste ziemlich wenig Zeit übrig, darüber nachzudenken, wenn auch seine angeborene Apathie ihn dazu gereizt hätte. Im Verlaufe von einigen Wochen erfuhr er zu seiner größern Beruhigung, daß der Sturm ausgebrochen, aber glücklicherweise nicht den Bälgen seiner Mitbürger, sondern ihrer Bundesgenossen — der Choctaws der sechs Gebiete — gegolten habe, die näher dem Mississippi zu wohnten, und von den vereinigten Stämmen der Creeks überfallen und beinahe vernichtet worden waren. Capitain Copeland schloß die

Zeitungsnachricht mit dem gemüthlichen Wunsche: „Mögen die Rothhäute sich alle einander den Hals umdrehen und schinden; um so weniger lassen sie uns zu thun übrig!“ Ein Wunsch, der, obgleich echt georgisch, zum Leidwesen unsres Wirthes von der Centralregierung nicht genehmigt wurde, auf deren Befehl und Vermittlung bald darauf der Friede zwischen den beiden Stämmen wieder hergestellt wurde.

Die wiedergekehrte Ruhe gab unserm Hinterwäldler auch seine vorige Freiheit zurück, und mit dieser zugleich die günstige Gelegenheit, von dem sonderbaren Nachtereignisse den Schleier zu lüften. Wirklich versuchte er dieses, obgleich wir uns gedrungen fühlen, beizufügen, daß diese Versuche, nach den Aeußerungen des Capitains zu schließen, nichts weniger als günstige Resultate herbeiführten, da er nur mit Widerwillen derselben gedachte. Alles, was man von ihm erfuhr, war die Vermuthung, daß sein Pflegekind wahrscheinlich einer spanischen oder französischen Pflanzerfamilie am Missisippi angehöre. Mehr konnte oder wollte er nicht sagen, und das mürrische Damn, mit dem er jedesmal eine solche Frage beantwortete, schreckte jeden Neugierigen von fernern Versuchen ab,

sich für das Schicksal eines Kindes zu interessiren, das ohnehin allem Vermuthen nach von einer Race abstammte, die zu sehr im Rufe passiven Gehorsams steht, um einer besondern Achtung von einem freiheitsstolzen Hinterwäldler zu genießen, selbst wenn die ewigen Zwistigkeiten mit den spanischen Behörden eine nähere Berührung möglich gemacht hätten. Unser Capitain schenkte noch ferner Rum und Whisky aus, nahm dafür Hirsch=, Elend= und Biberbälge ein, und einen frischen Familienzuwachs jedes Jahr ausgenommen, ereignete sich nichts, das besondern Aufzeichnens werth gewesen wäre.

So waren beinahe sieben Sommer verstrichen. Die oben beschriebene Hütte hatte sich in dieser Zwischenzeit in ein ziemlich geräumiges Haus verwandelt, von dem man die Aussicht über den sich sanft durch üppige Niederungen dahin schlängelnden Coosa hatte, dessen Ufer bereits, mit aufblühenden Pflanzungen besetzt, der Gegend einen gewissen Anstrich von Sicherheit und Wohlstand gaben. Unser Wirth war allmählig ein gewichtiger Mann geworden.

Es war an einem herrlichen indianischen Sommerabende, als unser Capitain mit seiner Familie und

seinen Nachbarn an der Abendtafel saß, die, der Anzahl der Schüsseln nach zu schließen, eine feierliche Veranlassung hatte. Der Tisch bot eine genußreizende Mannigfaltigkeit hinterwäldischer Delikatessen dar, die, im Vorbeigehen sey es bemerkt, auch von feinern Gaumen nicht verschmäht worden seyn dürften. Wilde Truthühner, die deliciöse Bärentatze mit Fasanen, Wachteln und Hirschschenkeln, mit Kuchen aller Art, und Confituren namenlos, machten die Auswahl schwer. Oben an saß eine dünne schmächtige Gestalt, deren jugendlich blasse Gesichtszüge und enthusiastisch frommer Blick einen methodistischen Prediger verriethen, den Eifer für die Verbreitung des Evangeliums in diese Gegend gebracht hatte, und der, nach dem nachahmungswürdigen Beispiele seiner Glaubensgenossen, das Lehramt der Kanzel mit dem der Schule verband. Der fromme Eiferer hatte regelmäßig, während der zwei Jahre seiner Mission, vier Monate hindurch bei den drei Hauptstämmen der Creeks zugebracht. Die Zeit, die er für die Obercreeks bestimmt hatte, war nun verflossen, und er war so eben im Begriffe, seinen Nachbarn und Mitbürgern Lebewohl zu sagen, und die nahe indianische Niederlassung

Coosa, wo er sich aufgehalten, für immer zu verlassen. An seiner Seite saß das kleine Mädchen, das sechs Winter vorher auf eine so seltsame Weise ein Mitglied dieser Familie geworden war. Es lag etwas ungemein Zartes und zugleich Edles und Verständiges in den kindlichen Zügen dieses Mädchens, dessen klare Augen sinnend und, wie es schien, wehmuthsvoll an dem leidend hektischen Gesichte des Predigers hingen. Der Prediger selbst war sichtlich eingenommen von ihrem lieblichen Wesen, und hatte sich viel während des Essens mit ihr beschäftigt. Bereits einige Mal hatte er zu sprechen versucht, immer aber war Capitain John Copeland ihm in die Rede gefallen. Er schien etwas auf dem Herzen zu haben. Er winkte endlich dem Mädchen sich zu entfernen, und diese verließ an der Hand ihrer Gespielin die Stube.

„Und so wollt Ihr denn nicht von meinem Vorschlage hören, Capitain?“ begann der Prediger. „Ich kann Euch nicht sagen, wie tief mir das Schicksal des armen Wesens zu Herzen geht. Sie hat sich seit den vier Monaten, die sie meine Schule besucht, in mein Herz ordentlich eingenistet. Die Trennung von ihr wird mir wirklich schwer. Ich will sie gerne in

meine Obsorge nehmen. Ohnehin ist sie zu zart gebaut, um jemals eine rüstige Arbeiterin zu werden, und es wäre ja schrecklich, wenn sie den Indianern in die Hände fallen sollte."

„Alles wahr," sprach der Capitain, „aber dann hat der Indianer jedes Jahr regelmäßig seine zehn Biber- oder Bärenfelle für Kost und Wohnung gesandt, nebst der Kleidung, und Ihr seht, ihr Anzug ist nicht der schlechteste. Obwohl blos ein Rother, so kann ich doch nicht über sein Eigenthum verfügen."

„Und Ihr habt nie wieder von ihm gehört?" fragte der Missionair.

„Ich sah ihn noch zweimal," erwiederte der Capitain in einem Tone, dem man es ansah, daß er mit der Sprache nicht recht heraus wolle. — „Beide Male war er in seine blaue Wolldecke gehüllt, und ein drittes Mal sah ich sein Gesicht, jedoch nur in der Ferne. Wollte, ich wäre hundert Meilen weit von ihm gewesen. War just so eine Weiberneugierde;" fuhr er fort, seine Worte mit einem bedeutsamen Blick auf seine Frau begleitend. „Ich wollte hinüber zum Obersten Hawkins, um mit ihm des Mädchens halber zu sprechen, und es vielleicht in die Zeitungen

zu setzen. Ob ich nun gleich hinab nach New-Orleans, hinauf nach Nashville und, wohin ich wollte, frei gehen durfte, und, mein Weib ausgenommen, keine Seele ein Sterbenswörtchen von meinem Vorhaben erfahren, der Rothe, obgleich ich, einen bedeutenden Umweg genommen, wußte genau wo ich hinzielte. Er ließ mich vierzig Meilen auf der Straße nach Milledgeville forttraben, und schoß dann meinen Gaul nieder, wie einen Hund. Ja, ich habe Mistreß Copelands Neugierde theuer bezahlen müssen."

„Und keiner von den Indianern vermochte Euch je Aufschlüsse zu geben? Ihr sagt, er selbst habe dem Kinde die Korallen umgehangen. Ist kein geheimes Zeichen an der Schnur?"

„Die Wahrheit zu gestehen, je weniger davon gesprochen wird, desto besser;" erwiederte der Capitain. „Das Kind ist eine Französin oder Spanierin, verlaßt Euch darauf. Wenn Ihr aber gerade Lust habt mehr zu erfahren, so ist so eben Gelegenheit dazu vorhanden. Es liegt einer der Creeks draußen in dem Schoppen."

„Ich muß ihn sehen," erwiederte der Prediger, der sogleich, ohne auf das Kopfschütteln des Capitains zu

achten, seinen Sitz verließ und mit einem Glase Rum vor die Thüre trat. Der Indianer lag im tiefen Schlafe auf dem Strohe, neben ihm sein Carabiner. Kaum war der Prediger vor den Wilden hingetreten, als dieser die Augen aufschlug und auf die Beine sprang. Der Prediger winkte ihm in den Garten zu folgen, und nahm das kleine Mädchen, dem er liebevoll einen Kuß auf die Stirne drückte, in seine Arme. Einen Blick warf der Indianer auf das Mädchen, einen zweiten auf die Glaskorallenschnur, und dann begann ein fieberartiges Zittern durch seine Glieder zu beben. Allmählig zog er sich erschrocken vor dem Kinde zurück, und flog endlich mit dem Schreckensrufe „Hug!“ wie ein Pfeil über die Hecke. In wenigen Sekunden war er im Walde verschwunden.

Der Missionair kehrte betroffen in das Haus zurück.

„Wohlan, Mister Lovering!“ sprach der Capitain mit gerunzelter Stirne. „Habt Ihr noch immer Lust zu dem Kinde?“

„Ja wohl,“ erwiederte der Prediger. „Und wenn Ihr einverstanden seyd, so will ich mit dem Agenten sprechen.“

„Nein, damit bin ich nicht einverstanden;“ erwie-

derte der Capitain trocken. „Wenigstens nicht, so lange ich hier bin. Mein Wort muß ich halten, so lange nämlich, als ich noch am Coosa bin. Aber die Zeit meines Bleibens hier ist die längste gewesen. Ich sehne mich nach einem ruhigern Platze, und wenn mich nicht alles trügt, so sind die Creeks wieder in Bewegung. Es wird stürmisch hergehen, verlaßt Euch darauf. Man sagt, der Häuptling der Oconees sey wieder einmal rege, und daran, sich mit dem schrecklichen Tecumseh zu verbinden. Zwei solche Menschen könnten die Welt in Flammen setzen."

„Ja, das sind Beide gefährliche Männer;" erwiederte der Prediger.

„Wenn ich unten am Missisippi bin, der nun, Gott sey Dank, uns, und nicht dem miserablen Spanier gehört, dann mögen sie thun, was sie wollen."

„Ja wohl!" bekräftigte Mistreß Copeland. „Das arme Ding, sie wird nie zur Arbeit taugen. Sie ist so linkisch, als wenn sie nicht dazu geboren wäre. Sie möchte vielleicht eine gute Hand zum Nähen und dergleichen seyn, oder für eine Mädchenschule, denn sie näht artig, und schreibt und liest Euch wie ein Schulmeister."

Die gute Frau war so eben im Begriffe sich eines Weitern über die Fähigkeiten ihrer Milchtochter zu verbreiten, als ein durchdringender Angstruf vom Garten her erschallte. Im nächsten Augenblick rannte der Gegenstand der so eben statt gehabten Unterhaltung bleich und zitternd in die Stube, und auf den Prediger zueilend fiel sie vor ihm hin, seine Kniee mit jammernden Klagetönen umfassend.

Die unnennbare Angst des Kindes hatte die Anwesenden mit Verwunderung und Bestürzung erfüllt. Sie blickten mit starrem Auge und offenem Munde nach der Thür, als das Kind mit dem Ausrufe: „da ist er!" zusammensank. Ein langer hagerer Indianer trat in demselben Augenblicke in die Stube, warf einen durchdringenden Blick auf die Anwesenden, und ließ sich dann auf einen Stuhl nieder. Seinem Anzuge nach zu schließen, war er ein Häuptling ersten Ranges. Seine Gestalt, obwohl sichtlich abgemagert, war colossal, und verrieth ungemeine Stärke. An seinen Schläfen und nackten Armen lagen Muskeln beinahe fingerdick, die seinem Wesen mehr das Ansehen einer bronzenen Statue, als eines Lebenden gaben. Das Merkwürdigste an diesem imposanten

Manne war jedoch das, nach der alten Weise der Mikos oder Könige der Oconees, mit einem Diadem von Federn gekrönte Haupt. Seine Stirne war äußerst schmal, endete jedoch zu beiden Seiten in zwei ungeheuren Backenknochen, die zwischen dem dünnen Kinne und den äußerst schmalen Lippen zwei tiefe Höhlen bildeten, die den trockenen, beinahe verwitterten Zügen des fleischlosen Gesichtes einen unnennbaren Ausdruck von Tücke, Starrsinn und Intelligenz gaben. Der Anzug dieses merkwürdigen Mannes bestand in einer Weste von gegerbter Hirschhaut, die seine ungemein breite Brust vollkommen bedeckte, einem Jagdhemde von Calico, welches darüber geworfen war, und dem Lendentuche, das in bunten Farben gewirkt vom Wampumgürtel herabhing, und die Schenkel und Kniee entblößt ließ. Seine Mocassins waren reichlich verziert. In seiner Rechten hielt er einen Carabiner, und in seinem Gürtel stack ein Schlachtmesser, reichlich mit Silber eingelegt.

„Tokeah!“ rief der Missionair aus, den seine Wanderungen im Gebiete der Indianer mehr mit den verschiedenen Stämmen und ihren Häuptlingen bekannt

gemacht hatten, als der stationäre Schenkwirth zum Indianischen König es werden konnte.

Der Letztere wollte so eben sein Glas zum Munde bringen; aber seine Trinklust schien plötzlich verschwunden, als ein Name genannt wurde, der mit dem des tödtlichsten Feindes seiner Landsleute gleichlautend geworden war. Er setzte das Glas auf den Tisch, und überblickte den Häuptling vom Kopf bis zu den Füßen.

„Sechs Sommer und sechs Winter," sprach Dieser nach einer langen Pause, „sind gegangen und wiedergekommen, seit der Miko der Oconees seine Tochter bei seinem weißen Bruder gelassen hat. Er ist nun gekommen, sie in sein Wigwam aufzunehmen."

„So seyd Ihr es denn, der uns in jener bangen Nacht die arme Rosa hinterlassen hat, wie sie unser Prediger hier nennt? Warum habt Ihr mir jedoch Euern Namen nicht wissen lassen, oder das Kind abgeholt? Es hat uns manche bange Stunde verursacht. Wenn es nun abhanden gekommen wäre?"

„Die weißen Männer verlangen blos nach den Thierfellen und den Ländereien des rothen Mannes; wenig ist ihnen an einem Häuptlinge und seinem Wohlge-

fallen gelegen," erwiederte der Indianer mit einem bittern verachtungsvollen Lachen. „Wenn das Kind verloren gegangen wäre, so würden Eure Kinder mit ihren Schöpfen dafür bezahlt haben. — Und nun will der rothe Häuptling nehmen, was ihm gehört."

„Ihr nennt doch nicht Rosa, deren Eltern Ihr wahrscheinlich gemordet, Euer eigen?" sprach der Prediger mit einem Muthe, der selbst den Hinterwäldler staunen machte.

Der Indianer warf einen Blick der tiefsten Verachtung auf den Redner. „Wo würde nun die weiße Rose, wie Du sie nennst, seyn, wenn die Hand Tokeahs nicht den Arm aufgehalten hätte, der ihren Schädel an einem Baumstamme zerschmettern wollte? Wer hat für sie gejagt, als sie noch auf ihren Händen und Füßen herumkroch? Wer hat für sie die Biberfelle gesandt, und hat selbst Wasser getrunken? Geh," fuhr er mit steigendem Abscheu fort; „Ihr seyd Hunde! Eure Zunge spricht von Dingen, von denen Euer Herz nichts weiß. Ihr sagt uns, wir sollen unsere Nächsten lieben, während Diese uns unsre Felle, unser Vieh, unser Land nehmen, uns in die Wüste treiben."

„Der Miko der Oconees," erwiederte unerschrocken

der Missionär, „wird sicherlich eine arme christliche Waise nicht von ihren Pflegeeltern reißen wollen? Der weiße Vater würde böse seyn, und er wird gern bezahlen.“

„Nicht nöthig,“ rief Mistreß Copeland; „wir wollen sie gerne umsonst behalten. Wo zwölf Mäuler essen, wird auch das dreizehnte nicht verhungern.“

„Ja, sicher nicht,“ fügte Capitain Copeland etwas langsamer hinzu; — hielt jedoch inne, als er bemerkte, daß der Indianer ihm stolz ein Zeichen des Stillschweigens gab.

„Der Miko der Oconees,“ sprach Dieser mit würdevollem Tone, „wird nie wieder den weißen Vater sehen. Sein Pfad ist lang, sein Herz sehnt sich nach Freiheit; er will sie suchen, da wo der Weiße noch nie seinen Fuß hingesetzt hat. Er braucht seine Tochter, sein Wild zu kochen, und sein Jagdhemde und seine Mocassins zu nähen.“ Nach diesen Worten öffnete er die Thüre und eine Anzahl Indianer mit zwei Mädchen traten in die Stube.

„Canondah!“ rief der Missionär, seine Hand dem indianischen Mädchen darreichend. Die Indianerin näherte sich dem Prediger, kreuzte ihre

beiden Hände über ihrem Busen, und senkte demüthig das Haupt.

„Und so willst Du uns denn wirklich verlassen?“ fuhr der Missionär fort.

Das Mädchen gab keinen Laut von sich. Der Häuptling machte ein Zeichen, worauf das zweite Mädchen die bebende Rosa in ihre Arme hob, und ihr einen Teppich umwarf, dessen untere Zipfel sie dem erstern Mädchen in die Hand gab, während sie die obern über ihre Schulter zog, und dann verknüpfte. Zugleich wand sie ein breites Band um die Hüften des Kindes, das so, höher gehoben, seine Arme um den Hals seiner Trägerin zu winden genöthigt und zum Aufbruche bereit war.

Der Missionär und das Weib des Capitains hatten mit thränendem Auge zugesehen, wie die von Schrecken erstarrte Kleine gleich einem Schlachtopfer lautlos sich binden ließ. Ersterer trat nun zur Trägerin heran, und sprach im milden, zitternden Tone:

„Canondah, Du bist immer ein edles Mädchen gewesen; eine Perle. — So empfehle ich denn Deiner schwesterlichen Liebe und Sorgfalt diese zarte Pflanze. — Willst Du ihr Mutter seyn?“

Die Indianerin nickte.

„Und dieses Buch," fuhr der Prediger fort, ihr eine Taschenbibel einhändigend, „sey Dir und Rosen ein Andenken an Euern Lehrer. Trage ihn, der Dich erlöset hat, stets in Deinem Herzen." Dann, seine Hände auf beider Mädchen Häupter legend, gab er ihnen den Segen.

Beide verließen mit ihrer Bürde und den Indianern nun die Stube; der Häuptling war allein zurückgeblieben.

„Der Miko der Oconees," sprach er mit Würde, sich von seinem Sitze erhebend, „hat bezahlt für die Milch, die das weiße Weib seiner Tochter gegeben. Er geht nun. — Sein Pfad ist lang, sein Weg rauh; aber sein Herz ist müde der Weißen. Möge er sie nie wieder sehen."

Nachdem er diese Worte gesprochen, wandte er den Anwesenden den Rücken, und verließ die Stube.

Ein langer Athemzug entfuhr gleichzeitig den Gästen. Capitain Copeland war der Erste, der den Gebrauch seiner Zunge wiederfand, und sich von seinem Erstaunen wieder erholte. Es ergab sich aus seinen Aeußerungen, daß er, im Ganzen genommen, nicht ganz

unzufrieden war, sich einer Sorge überhoben zu sehen, die ihm, nach seiner Versicherung, mehr schlaflose Nächte verursacht hatte, als irgend etwas in seinem Leben.

Die Gesellschaft erschöpfte sich ein paar Stunden in Muthmaßungen über die Pläne des Häuptlings, und trennte sich dann, wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, herzlich froh, für einige Tage etwas zum Tischgespräch mitzunehmen. Ein paar Monate hindurch bereicherte der Capitain seine Unterhaltung mit dem gefürchteten Indianer und seinem wunderschönen Pflegekinde. Allmählig jedoch schwand das Interesse und endlich auch das Andenken an diese Ereignisse in den wechselvollen Schicksalen, die diesen Landstrich trafen.

Wir selbst verlassen nun Georgien und die Familie unseres Tauschhändlers, um den Faden unserer Geschichte in einem fernen Lande, und nach Verlauf von mehrern Jahren, wieder anzuknüpfen.

Drittes Kapitel.

Wo her? und wer bist Du?
Milton.

Am nördlichen Ende des Sabinersees, und mitten aus den Rohr= und Cypressensümpfen, die sich von dieser Seite her dem See zusenken, erhebt sich zwischen den beiden Flüssen Sabine und Natchez eine schmale Landzunge, die, in demselben Maße, als die beiden Flüsse sich von einander entfernen, anschwellend, eine sanft aufsteigende Anhöhe bildet, zu deren beiden Seiten die zwei Flüsse ihre klaren und lieblichen Gewässer dem dunkelgrünen Verstecke der Cypressen und des Palmetto, und dann dem oberwähnten See zuführen, der selbst wieder dem Busen von Mexiko sich öffnet.

Beinahe scheint es, als ob die Natur in ihrer Laune den Einfall gehabt hätte, die Grenzscheidung der beiden mächtigen Staaten, die der erstgenannte dieser Flüsse bildet, recht augenscheinlich zu setzen. Ein schwarzer undurchdringlicher Wald bedeckt das rechte Ufer des Sabine, so dicht verwachsen von ungeheuern Dornen, daß selbst der verfolgte Dammhirsch oder Sawannen=

wolf nur selten tiefer einzudringen vermag. Der Grund ist überzogen mit einem undurchdringlichen Teppiche von Schlingpflanzen, unter deren verrätherischer Hülle gefleckte und schwarze Klapperschlangen, Kingsheads und Copperheads sich umherwinden, auf wilde Tauben, Spottvögel, Paroquets oder schwarze Eichhörnchen lauernd. Nur selten ist dieses undurchdringliche Dunkel durch eine Lichtung unterbrochen, und wo eine solche sich findet, ist es ein Chaos modernder Baumstämme, entwurzelt durch einen der häufigen Tornados, und über einander geschichtet, als ob sie zu einem künstlichen Festungswerke bestimmt wären. Diese wilde Ueppigkeit erreicht ihren höchsten Grad in der Nähe der Cypressenniederung, nimmt aber auf der andern Seite des Sumpfes einen sanftern Charakter an, und der verirrte Schiffer sieht sich wie durch einen Zauberschlag in eine der entzückendsten Landschaften Mexikos versetzt, wo die hängende Myrthe, und der prachtvolle Tulpenbaum, und die Palma Christi mit der dunkeln Mangrove wechseln, und auf der schwellenden Anhöhe der Cottonbaum und die Sycamore ihre grünlich silbernen Zweige über einen Wiesengrund des zartesten Grüns ausbreiten. Der ganze Wald ist

gleich einem ungeheuern Gezelte, mit dem Jasmin und der wilden Rebe durchwirkt, die aufschießt vom Grunde, sich am Stamme aufhängt und zum Gipfel hinanrankt, wieder herabsteigt, um dem nächsten Stamme sich zuzuwenden, und so von der Mangrove zur Myrthe, von der Magnesie zum Papaw, vom Papaw zum Tulpenbaum kriechend, eine große, endlose Laube bildet. Der breite Gürtel selbst, auf welchem der Natchez seine Gewässer dem See zusendet, bietet dem Auge ein üppig wallendes Feld säuselnder Palmettos dar, das vom Walde beiläufig eine halbe Meile dem Ufer zuläuft, wo die Mangrove und Cypresse ihre trauernden Zweige tief in die Fluthen tauchen. Der Winter nähert sich diesem entzückenden Verstecke nie; aber lang anhaltende schwere Regengüsse füllen während der sogenannten Wintermonate Flüsse und Sümpfe, und bereiten so ein furchtbares Tagewerk für die heiße mittägliche Sonne. Dann hört man ein Gebrüll aus dem erstickenden Dunstmeere, dessen Grauen erregender Ton Thiere und Menschen ferne hält.

Der Herbst jedoch ist eine prachtvolle Jahreszeit in dieser paradiesischen Gegend, und besonders jener

Spätherbst, der indianische Sommer genannt, der auch im Norden der großen Republik, gleich dem Abschiedslächeln einer holden Schönen, mit Wonne empfangen wird.

Es war einer dieser herrlichen Indianer-Herbstnachmittage. Die Sonne, prachtvoll und golden, so wie sie nur in dieser Gegend und zu dieser Jahreszeit zu sehen, neigte sich bereits hinter die Gipfel der Bäume, welche das westliche Ufer des Natchez umgürten, ihre Strahlen spielten bereits in jene Mannigfaltigkeit von Tinten, die im Westen so sehr bewundert werden, und vom Hellgrünen in die Gold-, von der Purpur- in die Orangefarbe verschmelzen, je nachdem die Strahlen von der Myrthe, Magnesie, der Palma Christi oder einem der hundert Prachtgewächse zurückgeworfen werden. Kein Wölkchen war am Himmelszelte zu sehen, balsamische Düfte wehten durch die Luft und füllten die Atmosphäre mit einer zitternd elastischen Wollust, die die Sehnen zum üppigen Leben spannt. Die leise Stille war nur selten durch einen plappernden Paroquet oder einen pfeifenden Spottvogel unterbrochen, oder das Geräusche vom Auffliegen einer Schaar Wasservögel, die zu

Tausenden am breiten Wasserspiegel des Natchez ihr Wesen trieben und zum Winterzuge ihr Gefieder putzten.

Auf dem schmalen Pfade, den die Natur zwischen dem Walde und dem erwähnten Palmettofelde recht eigentlich selbst gebahnt zu haben schien, sah man eine weibliche Gestalt einem offenen Waldplätzchen zutanzen, das, gebildet durch eine entwurzelte Sycamore, sich am äußersten Ende des Pfades befand. Als sie vor dem Baumstamme angelangt war, lehnte sie sich an einen der Aeste, um Athem zu holen. Ihre Hautfarbe verrieth indianische Abstammung. Sie war ein gereiftes Mädchen von etwa zwanzig Jahren, mit einem äußerst interessanten, ja edeln Gesichte. Die wohlgeformte Stirn, das schwarze, beinahe schelmische Auge, die fein geschnittenen Lippen, so wie die Umrisse der beweglichen Züge überhaupt, verriethen eine freie muntere Stimmung, während hinwieder die römische Adlernase ihr einen Anstrich von Entschlossenheit und Selbstständigkeit gab, mit denen ihre Haltung und Anzug übereinzustimmen schien.

Dieser Anzug erhob sich weit über das gewöhnliche Costüm indianischer Mädchen, und zeichnete sich eben

so durch Einfachheit als Geschmack aus. Sie trug ein Kleid von Calico ohne Aermel, das ihr bis auf die Knöchel reichte. Ihre Haare, statt lang und straff herabzuhängen, wie es gewöhnlich bei Indianerinnen der Fall ist, waren in einen Knoten geschlungen, den ein eleganter Kamm am Scheitel festhielt. Ein paar goldene Ohrringe und Bracelets von demselben Metalle, Halbstiefeln von Scharlach und der Alligatorshaut vollendeten das zierliche Aeußere dieser interessanten Gestalt. Von ihrem Gürtel herab hing ein ziemlich langes Taschenmesser, und in ihrer Hand trug sie einen großen leeren Handkorb. Ihr Gang konnte nicht Gehen, noch Laufen genannt werden; es war ein drolliges Hüpfen oder vielmehr Springen. Immer nach zehn oder zwölf Sätzen hielt sie inne, blickte auf den zurückgelegten Pfad mit Sorglichkeit zurück, und hüpfte wieder vorwärts, um wieder auf dieselbe Weise zurückzuschauen.

Keuchend hatte sie nun ihren Standpunkt am Cottonbaume genommen, während ihr Auge spähend auf den Pfad gerichtet war.

„Aber Rosa“ — rief sie zuletzt in der indianischen Sprache, und mit einem Ausdrucke leichter Ungeduld,

während sie wieder zehn oder zwölf Schritte zurücktanzte und sich einem zweiten Mädchen näherte, das die Windungen des erwähnten Pfades nun sichtbar werden ließen.

„Aber Rosa,“ wiederholte sie, „wo bleibst Du denn?“ und mit diesen Worten sprang sie auf das Mädchen zu, sank auf ihre Schenkel, kreuzte sie, und umschloß, so sitzend, mit beiden Armen das vor ihr stehende Mädchen mit einer Schnelligkeit und Gelenkigkeit, die den Windungen einer Schlange abgelernt zu seyn schien.

„Ach die weiße Rose,“ klagte sie, „ist nun nicht mehr dieselbe. Sieh, wie das Gras auf dem Pfade wächst, den Dein Fuß so oft betreten. Warum ist meine weiße Rose betrübt?“

Die klagende Stimme der Indianerin war so rührend, ihr ganzes Wesen, als sie ihre Arme um ihre Freundin schlang, so flehend, Liebe und Aengstlichkeit waren so unverhohlen in ihrer Miene zu lesen, daß es wirklich zweifelhaft schien, ob das Interesse, das sie an ihr nahm, von näherer Verwandtschaft oder den lieblichen Reizen des Gegenstandes entsprang, den sie

nun so rührend liebkoste, und der kaum aus dem Kindesalter getreten zu seyn schien.

Das herrliche schwarzbraune Auge, das feurig-schmachtend und doch wieder so kindlich zart, von seidenen Augenwimpern beschattet, nun auf der flehenden Indianerin ruhte, und wieder aufblickte, und in die Ferne schweifte, gleichsam als suche sie etwas Namenloses, das Erbeben des zarten Busens, die Wangen, angehaucht von einer rosigen Tinte, die Form selbst so zart, beinahe Luftgestalt, und doch so elastisch, schienen der verjüngten Liebesgöttin anzugehören; wieder jedoch gab der kindlich ruhige Blick, die edel geformte Stirne, der rosige Saum am Munde, der ein paar Korallenlippen eher anzudeuten als zu zeigen schien, und ein gewisses Etwas dieser Gestalt einen Anstrich von so reinem Adel und würdevoller Besonnenheit, der auch den leisesten sinnlichen Gedanken verscheuchte und unwillkürlich mit achtungsvollem Entzücken erfüllte. Ihr dunkelblondes Haar fiel in langen Locken um einen schneeweißen, herrlich geformten Nacken. Ein grünseidenes Kleid umhüllte ihre Glieder, und reichte züchtig bis zu einem Paar der kleinsten Füße, die je eine weibliche Gestalt trugen.

Sie hatte Scharlachmocassins, wie die Indianerin. Um ihren Hals war ein weißes Seidentuch in einen Knoten geschlungen, und in der Hand trug sie einen Strohhut.

Dieses liebliche Kind war die nämliche Rosa, deren Bekanntschaft wir sieben Jahre zuvor in der Schenke zum Indianischen König gemacht haben. Ihr Blick ruhte liebevoll erwiedernd, nun sinnend wehmüthig, auf ihrer Freundin; eine Thräne drängte sich in ihr Auge, und ihr Haupt neigend, preßte sie einen Kuß auf die Lippen des indianischen Mädchens, indem sie dieses umschlang.

Eine geraume Weile hörte man die beiden Mädchen schluchzen. Endlich sprach die Indianerin in einem klagenden Tone:

„Sieh, Canondah's Busen ist offen für Rosa's Wehe."

„Meine theure Canondah!" lispelte das schöne Kind, und ein frischer Thränenstrom entstürzte ihrem Auge.

„O sage Deiner Canondah," bat die Indianerin, „was Dein Herz betrübt. Sieh," sprach sie, und ihre Stimme nahm nun einen melodisch wehmüthigen Ton

an, „sieh, diese Arme haben die weiße Rosa getragen, als sie noch sehr klein war. Auf diesen Schultern hing sie, als sie über den großen Fluß setzte. Auf diesem Busen ruhte sie gleich einem Wasservogel, der auf dem breiten Spiegel des Natchez sich sonnt. Canondah ist der Spur der weißen Rosa, wie die Hirschmutter ihren Jungen, Tag und Nacht gefolgt, sie vor Schaden zu bewahren; und nun sie groß und zur weißen Rosa der Oconees gewachsen ist, will sie ihr Herz verschließen. O sage Deiner Canondah, was Deinen Busen hebt und Dich erblassend zittern macht?“

Rosa, mit diesem Namen wollen wir nun das liebliche Kind bezeichnen, sah einen Augenblick ihre Freundin an und sprach dann in leisem Tone:

„Was mir am Herzen liegt? Weiß es Canondah nicht? Wohl hat die arme Rosa Ursache bange und ängstlich zu seyn!“

„Ist es der große Häuptling der Salzsee, der ihr diesen Schmerz verursacht?“

Rosa erblaßte, sie trat zurück und bedeckte das Gesicht mit ihren beiden Händen, laut schluchzend.

Die Indianerin sprang von der Erde, und ihren Arm um den Leib Rosens geschlungen, zog sie das

weinende Mädchen sanft einem Cottonbaume zu, an dessen Stamm eine Rebe sich hinangewunden hatte, die bis zum Gipfel aufsteigend zahlreiche Festons herabsenkte, an denen die Trauben in üppiger Reife hingen.

„Traurig ist der Pfad eines Oconeemädchens," brach die Indianerin nach einer langen Pause, während welcher sie die Trauben einsammelte, aus. „Wenn die Krieger auf die Jagd gehen, verseufzen wir Aermsten in den Wigwams unsre Tage oder pflügen Korn. O! wäre doch Canondah ein Mann."

„Und El Sol?" lispelte Rosa mit einem melancholischen Lächeln. „Canondah sollte nicht klagen."

Die Indianerin hielt ihr mit der einen Hand den Mund, und drohte ihr mit der andern. „Ja," erwiederte sie, „El Sol ist ein großer Häuptling, und Canondah verdankt ihm ihr Leben, und sie will sein Wildpret bereiten und sein Jagdhemde weben, und ihm mit leichtem Herzen folgen, und die weiße Rosa wird horchen, was ihre Schwester ihr in das Ohr singen wird. El Sol wird bald im Wigwam der Oconees seyn, und dann will ihm Canondah sanft ins Ohr lispeln. Er ist ein großer Häuptling, und der Miko wird seine Rede anhören: er wird die Ge-

schenke, die der Häuptling der Salzsee geschickt, zurücksenden, und dann wird die weiße Rosa sein Wigwam nie sehen."

Die Letztere schüttelte den Kopf zweifelhaft. „Kennt Canondah ihren Vater so wenig? Der Sturm mag wohl das schwache Rohr beugen, aber nie den silbernen Stamm des dicken Baumes. Entwurzeln mag er ihn, brechen in seinem Falle, aber nicht beugen. Der Miko," setzte sie mit einem hoffnungslosen Seufzer hinzu, „sieht den Häuptling der Salzsee mit den Augen eines Kriegers und nicht mit denen eines Mädchens. Er hat ihm Rosa verheißen, und Deine arme Schwester" — ein leichter Schauder durchzitterte ihre Gestalt — „wird eher sterben als" —

„Nein, nein," sprach die Indianerin, „Rosa muß nicht sterben. El Sol liebt Canondah, und der Miko der Oconees weiß wohl, daß er ein größerer Krieger ist, als der Häuptling des Salzsees."

„Aber horch! was ist das?" rief sie, auf einmal ihr Ohr in der Richtung des Flusses hinhaltend, von dem her ein entferntes Getöse gehört wurde.

„Was ist dieses?" wiederholte Rosa.

„Vielleicht ein Alligator oder ein Bär;“ versetzte die Indianerin.

Das Getöse, obgleich schwach, war noch immer zu hören. „Canondah!“ rief nun Rosa mit sichtbarer Unruhe; „Du willst doch nicht wieder die große Wasserschlange jagen?“

Ihre Worte waren jedoch vergeblich. Die Indianerin brach mit der Schnelligkeit eines Hirsches durch das dichte Rohr, und war in wenigen Augenblicken verschwunden. Es blieb Rosa nichts übrig, als ihr durch das krachende Rohr hindurch zu folgen. Während sie sich mühsam durch die zahllosen Stämmchen hindurchwand, hörte sie einen Ruf; es war jedoch nicht die Stimme Canondah's. Ein Fall, wie der eines schweren Körpers ins Wasser, folgte bald darauf, begleitet von einem kurzen heftigen Umherschlagen im Schlamme, und dann war alles wieder ruhig.

Rosa hatte sich athemlos durch das dichte Rohr hindurch gedrängt, und war nach einem unbeschreiblich mühsamen Laufe endlich am Ufer des Flusses angelangt. Ihr Auge suchte die Indianerin zwischen den Cypressen und Mangroven, die bis in den Fluß hinein standen.

„Rosa!“ rief diese.

„Canondah!“ schalt das Mädchen im Tone bitteren Vorwurfs, als Erstere auf einen Alligator hinwies, der röchelnd sich noch im Schlamme umherschlug. „Warum thust Du mir dies zu Leide? Soll Rosa ihre Schwester verlieren, weil sie thöricht ein Mann seyn und das Jagen nach der Wasserschlange nicht aufgeben will?“

„Sieh doch!“ erwiederte die Indianerin, indem sie auf eine tiefe Wunde im Nacken des Alligators wies und das blutige Messer triumphirend schwang, „ich begrub es bis zum Hefte in seinem Halse. Die Tochter des Miko der Oconees weiß die Wasserschlange zu treffen; aber,“ fügte sie gleichgültig hinzu, „sie war noch jung und bereits erstarrt, denn das Wasser beginnt kühl zu werden. Canondah ist blos ein schwaches Mädchen; aber sie könnte den weißen Jüngling lehren, die Wasserschlange zu tödten.“

Als sie die letzten Worte sprach, fiel ihr Blick auf einen Cypressenbaum, der wenige Schritte vom Rande des Wassers in der Untiefe stand.

„Der weiße Jüngling?“ fragte Rosa.

Die Indianerin legte ihren Zeigefinger bedeutsam

auf den Mund, wusch das Blut von Messer und Händen, und trat dann unter den Baum. Mit der linken Hand bog sie die herabhängenden Zweige auseinander, während sie ihre flache Rechte vorstreckte, als Friedens- und Freundschaftszeichen, und dann auf das Ufer hinwies, auf das sie langsam, ihren Blick auf die Cypresse gerichtet, zuschritt. Die Zweige öffneten sich jetzt, und ein junger Mann näherte sich vorsichtig dem Rande des Wassers, während seine Hände nach dem zunächst stehenden Rohre langten.

„Wie kam Dieser hieher?“ fragte leise Rosa die Indianerin, ihre Augen auf den Jüngling gerichtet.

Die Indianerin wies schweigend auf ein Boot, das zwischen dem Rohre stecken geblieben und das der Jüngling offenbar hindurch zu zwängen bemüht gewesen war.

Dieser hatte sich bereits dem Ufer bis auf wenige Schritte genähert, als er zu schwanken und dann zu sinken anfing. Canondah kam noch gerade zu rechter Zeit, um seinen Fall ins Wasser zu verhüten. Sie fing ihn in ihren Armen auf und zog ihn dem Ufer zu, an dessen Bank sie ihn lehnte. Die Ursache der Schwäche des Fremdlings zeigte sich nun in dem Blut-

strome, der seinem Schenkel entquoll. Der Alligator hatte ihn in der Mitte desselben mit seinem Rachen angefaßt, und ihm eine tiefe Wunde beigebracht. Kaum war die Indianerin derselben ansichtig geworden, als sie auf das Ufer an die Seite Rosas sprang, und ihr mit den Worten: „Dein weißer Bruder ist von der Wasserschlange gebissen, und Du siehst, Canondah hat bloß ihr Kleid an,“ das seidene Tuch vom Halse löste, dann mit eben der Schnelle unter den Kräutern auf der Erde herumsuchte, ein Büschel ausriß, eine junge Palma Christi über ihrem Knie brach, und das zarte Fleisch, das unmittelbar unter der Rinde dieses Baumes liegt, ablöste. Hierauf sprang sie hinab in den Fluß an die Seite des Fremdlings, verstopfte zuerst die Wunde mit den weichen Fasern, belegte sie mit den Kräutern, und verband sie dann mit dem Halstuche. Das Ganze war das Werk eines Augenblickes, und so schnell und bestimmt waren alle ihre Bewegungen gewesen, daß Rosa mit Erröthen sich ihres Busentuches verlustig fand, nachdem dieses bereits um den Schenkel des Fremdlings gewunden war.

„Und nun Deine Hände, liebe Schwester;“ sprach die Indianerin zu Rosa, die noch immer auf der Ufer-

bank stand, mit ihren Händen den Busen bedeckend, dessen leichtes Beben eine kleine Bewegung zu verrathen schien. Die Indianerin war ein wenig ungeduldig geworden. Sie deutete schweigend auf den jungen Mann, faßte ihn selbst um den Leib herum, und, unterstützt von ihrer Freundin, hoben sie ihn beide auf das Ufer.

So schnell und bestimmt alle Schritte der Indianerin bisher gewesen, so sorgsam und ernst schien sie nun auf einmal zu werden. Sie hatte kaum den Jüngling ans Ufer gebracht, als sie nochmals in den Fluß hinabstieg, und das Boot sorgfältig untersuchte, dann kopfschüttelnd zu dem Fremdling trat, einen durchdringenden Blick auf ihn warf, und wieder dem Boote zurannte. Plötzlich wandte sie sich zu Rosa, und flüsterte dieser einige Worte zu, die eine Todtenblässe über die Wangen des Mädchens brachten. Auch diese näherte sich dem Jünglinge. Ihr Blick hing forschend an seinen leidenden Zügen und seinen gebrochenen Augen, die den höchsten Grad von Erschöpfung verriethen. Er schien seiner Auflösung nahe zu seyn. Seine erdfahle Gesichtsfarbe, seine eingefallenen Wangen und Augen verriethen vielleicht wochenlange Entbehrungen.

Er glich mehr einer von den Wogen ans Meeresufer geworfenen Leiche, als einem Lebenden. Seine Haare waren vom Seewasser gebleicht, hingen in Flechten um Stirne und Nacken, die Farbe seiner Kleider war kaum mehr zu erkennen. Uebrigens schien er noch sehr jung; seine Züge, so viel sich entnehmen ließ, waren nichts weniger als unangenehm, und ungeachtet der äußersten Erschöpfung noch immer anziehend.

Sie hatten sein Haupt an den Stamm einer Cypresse gelehnt, durch deren Zweige die Strahlen der Sonne auf seinem Gesichte spielten, seine leidenden Züge gleichsam verklärend.

„Unser weißer Bruder," sprach die Indianerin im leisen, beinahe scheuen Tone, „ist im Canoe des Häuptlings der Salzsee angekommen; aber er ist keiner seiner Krieger."

„Es ist vielleicht, was sie einen Matrosen nennen," bemerkte Rosa.

„Nein;" sprach die Indianerin im bestimmten Tone. „Sieh nur einmal seine Hände, sie sind kaum stärker als die meinigen, und zart, wie die eines Mädchens; das Salzwasser hat sie bloß gelb gefärbt."

„Vielleicht ist er ein Bote," wisperte Rosa, auf eine Weise, die jedoch Zweifel auszudrücken schien.

Die Indianerin schüttelte wieder den Kopf. „Sieh, er kömmt von der Salzsee durch den großen See, der das Wasser unsers Stromes trinkt; aber er weiß nicht einmal ein Boot durch das dicke Gras zu bringen. Er wähnte, die große Wasserschlange sey ein fauler Baum, und trat auf sie, und sie begrub ihre Zähne in seinem Fleische. Dein weißer Bruder ist dem Häuptling der Salzsee entflohen." Sie sprach diese Worte mit einer Bestimmtheit und Zuversicht, als wenn sie den Fremdling auf seinem abenteuerlichen Zug begleitet hätte.

„Und würde Canondah zugeben, daß Ihr Bruder in der kalten Nacht erstarre, oder daß das Fieber ihm sein Leben raube, ihm, der Ihr und den Ihrigen nie etwas zu Leide gethan hat?"

„Meine Schwester spricht wie eine Weiße, Canondah ist aber die Tochter des Miko;" entgegnete die Indianerin ein bischen trotzig; doch erfaßte sie Rosas Hand, ihre Züge hellten sich auf, und sie fügte im leisern Tone hinzu: „Canondah will die Stimme

ihrer Schwester zu Gunsten ihres weißen Bruders hören. Wir müssen ihn aber in den hohlen Baum bringen."

Beide Mädchen hoben nun den Jüngling, und jede einen seiner Arme erfassend, schleppten sie ihn durch das dichte Rohr. Während die voranschreitende Rosa ihn durch das Palmetto hindurchzuziehen versuchte, bemühte sich die Indianerin vorzüglich seinen Fall zu verhüten. Es war ein langsamer und mühsamer Zug. Blutverlust und frühere Erschöpfung hatten die Kräfte des jungen Menschen so ganz aufgerieben, daß sie ihn kaum mit Anstrengung aller ihrer Kräfte aufrecht erhalten konnten.

„Rosa!" schrie die Indianerin plötzlich, „denke an die Squaws, an den Miko; die Spuren werden noch nach Monden zu sehen seyn."

Rosa hätte wohl mit ihrer ätherischen Gestalt durch die zahllosen dicht aneinander gereihten Stämmchen dringen können; allein der seitwärts nachgeschleppte Fremdling brach mit jedem Schritte einige Rohre. Sie waren noch nicht zur Hälfte des Palmettofeldes gelangt, als seine gänzliche Auflösung nahe schien. Alle Kraft war von ihm gewichen, und beide Mäd-

chen vermochten nur mit äußerster Anstrengung, ihn den Ueberrest des Feldes hindurchzuschleppen.

Keuchend und stöhnend waren sie endlich am Rande angelangt, Rosa war im Innern niedergeschlagen, unfähig sich zu erheben; die Indianerin hatte noch so viel Kraft, ihre Last aus dem Palmetto zu schleppen, und sank dann gleichfalls erschöpft auf den Rasen hin.

Die letzten Strahlen der Sonne vergoldeten noch die Gipfel der höheren Bäume, die untern Zweige schwanden bereits in das mattere Zwielicht, als Rosa zur Indianerin trat, und sie mit den Worten: „die Sonne steht tief," aus ihrer Bewußtlosigkeit aufregte. Die Indianerin sprang auf, und beide Mädchen trippelten tiefer in den Wald, da wo der Boden sich gegen den Sabine zu senkt. Vor einem ungeheuren Cottonbaume hielten sie. Mehrere riesenstämmige Weinreben, in deren gewaltiger Umarmung dieser kolossale Stamm abgestorben war, umwanden noch immer mit ihren glänzendrothen Ranken den herrlichen Koloß, dessen Inneres mit seinen modernden Zacken, ausgehöhlt vom Zahne der Zeit, in tausend fantastischen Gestalten sich darstellte, und, einer gothischen Kapelle nicht unähnlich, so geräumig war, daß

zwanzig Menschen darin Platz fanden. Die Sorgfalt, mit der diese Höhle gereinigt war, und eine nachbarliche Salzquelle, verriethen, daß sie den zur Nachtzeit jagenden Indianern als Anstandspunkt diente. Canondah näherte sich vorsichtig der Oeffnung, trat behutsam ins Innere, und kehrte mit der Nachricht zurück, daß sie leer sey. Beide Mädchen eilten nun einer Cypresse zu, von deren Aesten sie einen Bündel spanischen Mooses rissen, und das sie in der Höhle zum weichen Lager bereiteten. Die Indianerin rollte noch mehrere morsche Blöcke vor den Eingang, wahrscheinlich um ihn gegen den nächtlichen Besuch von Bären oder Panthern zu verwahren.

„Gut,“ sagte sie, als diese Vorbereitungen beendigt waren, ihren Arm um Rosa schlingend, und dem Fremden zueilend.

Die Indianerin, ohne auch nur einen Augenblick zu verweilen, schob ihre Linke unter den beiden Schenkeln des Verwundeten hindurch, und winkte Rosen, ihre Hand zu fassen, während ihre Rechte dem Verwundeten zur Lehne diente. Rosa erröthete.

„Scheut sich die weiße Rose, ihren Bruder zu be-

rühren, für dessen Leben sie ja eben gebeten?" sprach sie mit einem sanften Vorwurfe.

Das Mädchen, statt aller Antwort, faßte die Hand der Indianerin, und die Beiden hoben ihre Bürde auf die so eben angezeigte Weise mit verschlungenen Händen, und trugen sie der Baumhöhle zu, in welcher sie sie niederließen.

Die Indianerin bog sich über ihn herab und wisperte: „Wenn die Erde in Dunkel gehüllt ist, wird Canondah zu ihrem Bruder kommen, und dann wird sie Balsam in seine Wunden gießen."

Ihre Worte jedoch waren, wie zu erwarten stand, ungehört verschollen, und, ein leises Athmen ausgenommen, gab der Fremdling kaum mehr ein Zeichen des Lebens.

Noch waren die Baumgipfel in glänzenden Purpur geröthet, während über die Tiefen das Dunkel heranzog, als die beiden Mädchen wieder an den Ort kamen, wo sie die Trauben eingesammelt hatten. Hastig ihren Vorrath aufraffend, schlugen sie den engen Pfad ein, den sie gekommen waren, und auf welchem wir ihnen nun vorzueilen gedenken, um unsere Leser in eine neue Welt einzuführen.

Viertes Kapitel.

Daß ich vergessen könnte, was ich war,
Oder nicht gedenken, was ich nun seyn muß!
Shakespeare.

Nicht ferne von dem Schauplatze des so eben erzählten Abenteuers öffnete sich eine weite Lichtung, die, beiläufig drei Meilen längs dem Ufer sich erstreckend, eine halbe Meile vom Flusse gegen den Wald zulief. Diese Lichtung war Palmettofeld gewesen, das, wie bereits erwähnt, sich längs dem rechten Ufer des Flusses ungefähr eine halbe Meile gegen den Wald hinziehend, von den kolossalen Stämmen dieser Urwälder gleich einem Rahmen eingefaßt wird. Augenscheinlich hatte man diese Lichtung durch Verbrennen des Rohres bewirkt, an dessen Stelle ein Teppich des üppigsten Wiesengrundes mit prachtvollen Baumgruppen getreten war, zwischen welchen irreguläre Hecken von Myrthen, Mangroven, Palmen und Tulpenbäumen sich hindurchschlängelten, das Ganze einem Parke mit seinen Baumgruppen und Pflanzungen ähnelnd. Hie und da ließen sich Rauchwölkchen sehen,

die sich durch die silbergrünlichen Aeste der Sycamore und Cottonbäume hinaufschlängelten und auf das Daseyn menschlicher Wesen schließen ließen, und bei näherer Besichtigung fand man unter den Baumgruppen eine oder mehrere Hütten friedlich an einen Baum gelehnt, und von kleinen Wälschkorn- und Tabakpflanzungen eingesäumt. Weiter hinauf nahm ihre Anzahl allmählig zu, so daß ihrer nicht weniger denn fünfzig seyn mochten.

Es war keine besondere Ordnung in ihrer Aufstellung oder Bauart bemerklich. Man schien bei ihrer Errichtung weniger den Geschmack als einen gewissen Hang zur Indolenz berücksichtigt, und sich beim Aufbau nichts weniger als hart angestrengt zu haben. Man hatte sich die einfachsten Baumaterialien genügen lassen, roh, wie sie die Natur darbietet. Sie waren aus den kleinen Aesten von Cottonbäumen gezimmert und aufgerichtet, die Lücken ausgefüllt mit Tillandsea oder spanischem Moose. Statt der Clapboards*), mit denen westlich von dem Allighanygebirge häufig die Wohnungen ärmerer Landleute

---

*) Dachdauben.

gedeckt sind, hatte man hier das Palmettorohr genommen: eine Wahl, die dem Ganzen einen ungemein zarten Anstrich von Ländlichkeit und Einfachheit gab. Die Wohnungen selbst waren größtentheils ohne Fenster und erhielten ihr Licht durch die Kaminöffnung oder die Thüre, statt welcher eine Buffaloehaut *) vom Thürpfosten herabhing, die während des Tages auf das niedrige Dach zurückgeworfen wurde. Der Hauptreiz dieses Dörfchens lag jedoch nicht sowohl in seiner Bauart, als den vielen Baumgruppen, unter welchen die niedlichen Hütten zu nisten schienen: eine Maßregel, die wahrscheinlich die große Hitze während der Sommermonate in einer Gegend nöthig machte, die bekanntlich der Scheidepunkt zwischen der nördlichen und südlichen Hälfte der westlichen Welt bildet. Die außerordentliche Reinlichkeit des Dörfchens war nicht weniger bemerkungswerth, und trug viel dazu bei, den günstigen Eindruck zu vermehren. Es war wirklich ein liebliches Plätzchen, wie noch aus seinen Ruinen zu ersehen ist. Der Wasserspiegel des Natchez, der hier gewaltig der See zuschwillt, der Rahmen

*) Eine Wildbüffelhaut.

von dunkeln Cypressen und Mangroven, mit denen beide Ufer eingefaßt, und deren kolossale Schatten sich auf dem Wasser vertausendfachen, die zahlreichen Baumgruppen, unter denen die Wohnungen gleich so vielen Einsiedeleien hingezaubert, und endlich der breite Gürtel selbst, begränzt auf beiden Seiten durch die prachtvoll wogenden Palmettofelder, auf der dritten durch einen Wall riesiger Urbäume, gaben dem Ganzen einen Anstrich entzückender Abgeschiedenheit.

Die Bewohner dieses abgeschiedenen Fleckchens dürften vielleicht, mit einigen Ausnahmen, weniger reizend, im Ganzen genommen jedoch kaum minder interessant gewesen seyn. Vor den äußersten Hütten war eine Gruppe glänzend dunkelfarbiger Wesen zu ersehen, die man auf den ersten Anblick ungezweifelt für eine Herde Affen gehalten haben würde, so drollig waren ihre Bewegungen. Bald hüpften sie über Hecken und Stauden, gleich einer Herde dieser Thiere, wanden sich dann gleich Schlangen und rollten den Abhang zum Flusse hinab, mit einer Behendigkeit und Schwungkraft, der kein menschliches Auge zu folgen schnell genug gewesen wäre. Weiter ins Dörfchen hinein, sah man Züge von erwachseneren Jungen

in ihren kriegerischen Uebungen begriffen. Sie stellten den Spähertanz dar. Während eine Anzahl auf dem Rasen gleich einem Schlangenknäuel fortkroch, hatten sich andere in weiter Ferne in horchender Stellung zur Erde geworfen, ihre Köpfe tief in den Boden eingedrückt, lauschend auf die Bewegungen ihrer Gegner, denen sie sich windend zuletzt näherten, plötzlich aufsprangen und über sie herfielen. Als dieses kriegerische, und die Wahrheit zu gestehen, die Sinne äußerst schärfende Spiel einige Male wiederholt worden war, formten sie sich in die sogenannte indianische Reihe, und rückten zum wirklichen Kampfe mit drohenden Geberden auf einander los. Ihre stumpfen hölzernen Tomahawks schwingend, und schreckliche Hiebe einander zumessend, bewegten sie sich, flohen, prallten an, krümmten sich unter den Hieben oder wichen ihnen aus mit den plumpesten, ungeschlachtesten und hinwieder graziösesten Wendungen.

Nicht die mindeste Neugierde oder Theilnahme von Seite der übrigen Bewohner des Dörfchens. Die größte Apathie und die größte Kraftäußerung bildeten hier durch ihre Ungezwungenheit nur um so größere Kontraste. Vor den offenen Hütten saßen einige

Squaws mit ihren Töchtern, Wälschkorn aushülsend, Hanf brechend oder Tabakspflanzen schichtend; die Kinder hingen an den Außenwänden auf einem langen hohlen trogartigen Bretchen oder einer Rinde ausgestreckt, ihre Hände und Füße mit Buffaloeriemen an das hohle Bret geschnallt, mit keiner andern Bekleidung als einem Streifen Calico um die Hüften: die gewöhnliche Art dieser Indianer, ihre Kinder das ganze Leben hindurch in der aufrechten Stellung zu erhalten, die sie und ihre Besieger so sehr charakterisirt.

Nicht ferne vom obern Ende der Niederlassung standen zwei größere Hütten, die man auf den ersten Anblick für hölzerne Schulgebäude oder religiöse Versammlungsplätze in unsern Hinterwäldern hätte nehmen können.

Beide waren gleich den übrigen an Sycamorebäume gelehnt, zeichneten sich jedoch sowohl durch ihren größern Umfang, als ihre gesuchtere Bauart aus, und waren von Lauben von Palmen und Mangroven umgeben, mit ziemlich großen Rasenplätzen vor den Thüren. Vor einem dieser kleineren Häuser, und mitten auf dem freien Rasenplatze, kauerte eine Gruppe von etwa fünfzig Männern am Boden, in dichte

Rauchwolken gehüllt, die Tabakspfeifen von drei bis fünf Fuß Länge entstiegen, mit denen alle versehen waren. Ihre Kleidung bestand in einem Jagdhemde von Calico, das, vorn offen, die nackte Brust bis zum Wampumgürtel sehen ließ. Ihre Lendenhemden, am Wampumgürtel befestigt, reichten bis an die Kniee, und an einem Riemen, der quer über die Schultern hing, war ihr Tabaksbeutel befestigt. Sie trugen ihr volles Haar, und Keiner hatte den sogenannten Scalpingtuft *). Obgleich die Versammlung bloß zufällig, und die Unterhaltung mehr eine vertrauliche schien, so hatten die Männer doch augenscheinlich ihre Plätze nach ihrem Range eingenommen. Der innere Halbzirkel nämlich war von den Aeltern besetzt, während die Jüngern einen zweiten und dritten Halbkreis bildeten. In der Mitte dieses Bogens saß ein alter Mann, auf den die Blicke der Versammlung mit einem besondern Ausdruck von Vertrauen und Ehrfurcht gerichtet waren, und dessen merkwürdiges Aeußere, verbunden mit dieser ausgezeichneten Achtung, das Oberhaupt des Völkchens andeutete.

---

*) Skalpierzopf.

Es ließ sich nicht leicht etwas Interessanteres denken, als diesen Mann, dessen Körper aus nichts als Haut und Knochen zu bestehen schien. Alle fleischigen gröbern Theile waren aufgetrocknet, und nichts übrig gelassen, als Sehnen und Adern. Sein offenes Jagdhemde ließ eine Brust erblicken, die, viel breiter als die der übrigen, einem verhackten Brete glich, und ein gräßliches Hautrelief von Narben und Wunden darbot. Auf dem Gesichte ruhte finsterer stoischer Ernst, mit einem Ausdrucke von Resignation, der seinen stolzen vertrockneten Zügen ein seltsames Gepräge schwerer Kämpfe und furchtbarer Seelenleiden gab. Sieben Jahre von Verbannung und der Sturz seines Stammes hatten diese Veränderung im Miko der Oconees hervorgebracht. Sein Haupt war auf die Brust gesunken, und er saß vertieft in Gedanken.

„So hat denn unser Volk abermals eine Hälfte seines Landes verloren," sprach ein alter Indianer, der im inneren Halbzirkel saß, mit einer Betonung, die zwischen Frage und Bemerkung die Mitte halten sollte.

Der alte Mann, den wir so eben beschrieben, hielt eine Weile inne, und sprach dann, ohne seine Stellung

zu verändern, im tiefen Kehlentone, und mit einer Würde, die jeden Zweifel zu verbieten schien.

„Ein Elk kann dreimal über unseres Volkes Land zwischen Sonnenauf- und Untergang jagen.“

Dem Indianer, der die Frage gethan, entfuhr ein tiefes Klaggestöhn; dann griff er in den Tabaksbeutel, nahm einige Blätter zwischen die Finger und den Daumen, und schnitt sie in kleine Theilchen, die er in die flache Hand fallen ließ, einigemal mit der andern rieb, und dann in seine Pfeife stopfte, er zündete sofort diese mittelst eines Schwammes an, setzte sie auf die Erde, und hüllte sich in eine Rauchwolke.

„Und der heilige Grund wurde gefärbt mit dem Blute der rothen Männer?“ fragte ein Zweiter.

„Die Gräber der Erschlagenen sind zwanzig Mal mehr, als der Männer der Oconees, die nun mein Auge sieht,“ erwiederte der Miko in demselben Trauertone. „Ihre Leichname lagen auf der Erde gleich den Blättern der Bäume, und die langen Messer und die Gewehre der Weißen waren tief in ihr Blut getaucht. Nie werden die Creeks im Stande seyn, die Tomahawks aus dem Grunde zu graben. Aber,“ fuhr er fort, sein Antlitz erhebend, dessen Züge einen besonderen Aus-

druck annahmen, während seine schwarzen feurigen Augen Blitze schossen, „Tokeah hat es seinen Brüdern vorausgesagt, als er vor sieben und vor siebenmal sieben Sommern zu ihnen gesprochen. Seht, das waren seine Worte: Der weißen Männer sind nur wenige, ihre Stärke ist die der Weinrebe, die sich um unsre Bäume windet. Ein einziger gut treffender Hieb des Tomahawks, und die schwache Ranke ist vom Baume gehauen, und er ist befreit von der wuchernden Schlingpflanze. Laßt sie aber nur zehn Jahre wachsen, so wird sie ihre Sprößlinge um die Bäume winden, mit ihren verrätherischen Armen sie umschlingen, und sie langsam tödten. Seht in diesen Reben den weißen Mann; schwach ist er gekommen, schwach war er noch, als Tokeah zuerst seinen Tomahawk geschwungen; aber er hat sich seitdem gewunden und gekrümmt wie die Rebe, und wie die Rebe hat er sich über unsre Wälder und Thäler verbreitet, und zahlreich wie die Reben sind die Weißen geworden, und werden, so wie diese unsre Bäume, uns ersticken mit ihrem Feuerwasser, und uns ertödten mit ihren langen Messern, und aufessen mit ihrem nimmersatten Hunger. Und alles Korn unsrer Felder und Wild unsrer

Wälder wird nicht zureichen für ihre ewig leeren Magen, und der rothe Mann wird weichen müssen vor ihnen. Es ist geschehen," sprach der alte Mann mit feierlicher Stimme. „Nochmals hat sie der Miko vor sieben Sommern gewarnt. Es war seine letzte Warnung. Damals hat er seine Boten zum großen Tecumseh gesandt, das Band der Einigung zwischen beiden Völkern wieder anzuknüpfen. Seine Boten haben die Calumet*) mit dem großen Häuptling geraucht, und er hat versprochen loszuschlagen, wenn die Muscogees das Kriegsgeschrei erheben würden. Aber unsre Brüder unter den Muscogees haben ihre Augen und Ohren vor dem Miko verschlossen, und Tokeah als einen betrachtet, der damit umging, den Samen der Zwietracht zwischen seinen Brüdern und den Weißen zu säen. Ja!" sprach er mit Würde nach einer kurzen Pause — „Tokeah hat gesucht, diesen Samen der Zwietracht zu säen, er hat sich bemüht, die verrätherische Freundschaftskette zu brechen, welche die Rothen mit den Weißen nicht verband, sondern sie fesselte an diese. Ja, er wollte den Samen der

*) Pfeife des Friedens.

Zwietracht säen, auf daß die Saat seine und ihre Feinde vertilge, sie vertilge für immer von dem Lande unsrer Vorfahren, auf dem wir nun heimathlose Flüchtlinge sind. Aber die Muscogees wähnten im Miko einen Verräther zu sehen, und die falsche Zunge seiner Brüder, die das Feuerwasser der Yengheese und ihre Korallen mehr liebt, als die Freiheit, hat seine Reden dem weißen Vater verrathen, und Tokeah hatte das Land seiner Väter zu meiden, wollte er nicht den Feinden seines Geschlechtes ausgeliefert werden. Der große Geist hat die rothen Männer verblendet, so daß sie ihre wahren Brüder nicht mehr erkennen konnten, und im Miko der Oconees ihren Feind sahen. Sie haben zugegeben, daß die Yengheese sich über das ganze Land verbreitet, und, nachdem sie zahlreicher geworden als der Buffaloe auf den Fluren der großen Cumanchees, haben sie, die Thoren, das Kriegsgeschrei erhoben, und wurden — geschlagen und vernichtet."

Ein dumpfes Stöhnen erhob sich in der Versammlung und dauerte eine geraume Weile. Der Sprecher fuhr fort.

"Ihre bleichenden Gebeine sind nun mit Erde be=

deckt, und ihr Blut ist vom Regen weggewaschen; aber ihr Land ist von ihnen genommen, auf ihren Flüssen schwimmen nicht mehr ihre Canoes. Die Rosse der Weißen laufen nun auf breiten Pfaden durch ihre Wälder, die angefüllt sind mit Krämern, und absterben durch ihre verwüstenden Hände. Was ihre Kugeln und ihre langen Messer übrig gelassen, wird ihre gekrümmte Zunge, ihr Feuerwasser vollends aufreiben. Tokeah hat ihn gesehen, den heiligen Grund, er hat sie gesehen, die verbrannten, zerstörten Dörfer seines Volkes, er hat also gesehen seine Brüder, sie gesehen, wie sie vor den Häusern mit gemalten Schildern lagen, Schweinen gleich, ihre Gewehre und Tomahawks mit Kothe besudelt, sie selbst die Zielscheibe der Verachtung und Beschimpfung der schwarzen Sklaven."

Die letzten Worte waren mit einer beinahe schmerzlichen Wuth mehr herausgestoßen als ausgesprochen. Ein dumpfes Geheul entfuhr der Versammlung. Der alte Mann fuhr fort:

"Durch die Wälder, in denen Tokeah als Häuptling, als ein mächtiger Miko gejagt, hat er gleich einem Diebe im Dunkeln schleichen müssen, wenn die

Sonne hinter den Bergen war. Sein Volk, die Blüthe des rothen Geschlechtes, hat er im Unflathe, in Pfützen sich wälzen gesehen."

Als er diese Worte gesprochen, fiel sein Haupt wieder in seine beiden Hände, und eine lange Pause erfolgte.

„Und hat der große Miko nicht zu seinen Brüdern geredet?" fragte der zweite Indianer.

Der Häuptling erhob sein Antlitz und betrachtete den Sprecher einige Augenblicke mit einem würdevollen Ausdrucke.

„Hat mein Bruder vergessen," sprach er endlich, „daß unsre rothen Brüder jenseits des großen Flusses selbst das Band zerrissen haben, welches Tokeah und seine Männer an sie knüpfte, und daß sie ihn und die Seinigen verriethen, und sie zwangen, dem Lande ihrer Väter den Rücken zu wenden? Nur ein Thor wird zweimal sprechen. Seine Brüder haben ihre Ohren verschlossen vor sieben Sommern, als es noch Zeit war, einen Schlag zu thun; und nun hat der Miko seinen Mund verschlossen. Seine Zunge war gebunden, als er das Grab seiner Väter zum letzten Male sah; denn sein Herz war mit seinen treuen

Männern. Aber nicht lange, und die Muscogees werden von den Weißen aus ihrem noch übriggebliebenen Besitze getrieben werden, so wie sie die Hirsche und Elke über den großen Fluß getrieben. Sie werden kommen, um ihre Wigwams auf dieser Seite des großen Flusses aufzuschlagen; dann wird Tokeah seine geöffnete Hand ausstrecken, um sie zu empfangen. Sein Wigwam wird für sie bereit stehen. Seine Männer haben Fülle von Wild und Korn, und ihre Mädchen wissen Jagdhemden zu weben. Er wird theilen mit den Ankommenden, was er besitzt, und dann wird die gebrochene Kette des Verbandes wieder geschlossen werden."

Der laute achtungsvolle Zuruf, mit dem die Worte des Sprechers aufgenommen wurden, schien eine schmerzliche Wirkung auf ihn hervorzubringen; ohne ein Wort zu erwiedern, neigte er sein Haupt auf seine Brust und versank wieder in tiefes Sinnen.

Die Sonne sank nun in einer Fluth von Glorie den westlichen Rücken des Natchez hinab, der breite Gürtel des östlichen schimmerte noch in tausend prachtvollen Tinten. Allmählig schmolzen die gold- und purpurfarbenen Gipfel der Bäume in graues Hell-

dunkel, der silberne Wasserspiegel des grauen Natchez dämmerte ins Dunkelblaue — die Natur schien sich zur Rast begeben zu wollen — ruhig, friedlich, prachtvoll. Der Miko warf einen letzten Blick auf die zitternd zaudernden Strahlen, als sie ermattend in einander verschmolzen; allmählig zogen sich seine Schenkel aus ihrer kreuzweisen Verschlingung von einander, und die Fersen auf den Boden stemmend, erhob er sich langsam ohne Anstrengung und ohne seine Hände zu gebrauchen. Sein Aufstehen war das Zeichen des allgemeinen Aufbruches. Alle erhoben sich auf dieselbe Weise, und es schien einen Augenblick, als wenn sie aus der Erde gewachsen wären.

Der Häuptling schritt nun auf das hinter der Laube stehende Häuschen zu, das sich, wie bemerkt, durch größern Umfang, sowie dadurch auszeichnete, daß es mit Thüren und Fenstern versehen war. Nachdem er eingetreten, schloß er die Thüre hinter sich. Das Innere bestand aus zwei Stübchen, die von einander durch einen Teppichvorhang getrennt waren. Der Fußboden und die Wände waren mit Matten überzogen. Längs den Wänden lief ein niedriger Sitz, einem Divan nicht unähnlich, und ganz mit spanischem

Moose ausgefüllt, und gleichfalls mit einer Matte überzogen. Zunächst der einen Wand stand eine längliche Tafel von einfacher kunstloser Arbeit. Auf derselben Seite hing ein Carabiner von amerikanischer Arbeit, und daneben ein zweiter sehr schön gearbeiteter doppelläufiger Stutzer und eine Jagdflinte. Gegenüber waren indianische Waffen in zierlicher Ordnung gereiht. Köcher von Dammhirsch- und Alligatorfellen, Bogen, Schlachtmesser und Tomahawks. In der Mitte war eine ziemlich große, kunstreich verzierte Tasche zu sehen, die einer Jagdtasche nicht unähnlich und auf Wampumart reichlich gewirkt, wahrscheinlich die mysteriöse Medizin des Häuptlings enthielt, die bekanntlich von Vater auf Sohn übergeht, und welcher der amerikanische Wilde, als Symbol der Gewalt, eben so viele Ehrfurcht bezeugt, als die europäischen Völker den Sceptern, Tiaren und Kronen ihrer geistlichen und weltlichen Herrscher vor Alters erwiesen. Die Dämmerung, bekanntlich kurz in diesen Gegenden, war bereits in Dunkelheit übergegangen, als zwei weibliche Gestalten in die Stube traten.

„Meine Töchter sind lange ausgeblieben,“ sprach der alte Mann, der sich auf dem erwähnten Tilland-

seasitze niedergelassen hatte, seinen Kopf in beiden Händen ruhend.

„Sie haben die Trauben gesammelt, die Vater so sehr liebt,“ erwiederte eines der Mädchen.

Canondah, denn es war sie, die mit Rosa zurückgekehrt war, nahm nun ein irdenes Geschirr, füllte es mit Trauben, und setzte es mit zwei andern, deren eines getrocknete Hirschschinken und das andere geröstete Maiskörner enthielt, vor ihren Vater. Sie goß dann eine Flüssigkeit aus einem irdenen Kruge in einen Becher, und reichte diesen gleichfalls dem alten Mann, der, nachdem er einen Zug gethan, ihn wieder zurückstellte, hierauf einige Stücke vom Hirschschinken schnitt, und eine Hand voll gerösteten Kornes nahm. Sein Mahl war eben so schnell geendigt, als die Vorbereitungen dazu kurz waren, und in wenigen Minuten räumte Canondah wieder die Tafel.

„Sind meine Kinder nicht hungrig?“ fragte er seine mit Wegtragung der Gerichte beschäftigte Tochter.

„Sie haben von den Trauben gegessen.“

„Gut!“ versetzte der alte Mann, und legte sein Haupt wieder in seine vorige Stellung. Das Mädchen hatte kaum diese Bewegung bemerkt, als sie vor-

wärts glitt, und, vor dem Häuptling niedersinkend, ihre Hände auf ihrem Busen faltete. Er hatte die seinigen auf ihre Schultern gelegt, gleichsam als segnete er sie. So wie sie die Berührung fühlte, brach sie in eine Art melodischen Sumsens aus, das dem Tone entfernter Blasinstrumente nicht unähnlich war. Allmählig jedoch wurde ihre Stimme lauter und stärker, wirbelnd überging sie in die wilden leidenschaftlichen Töne ihres Volksstammes, und wieder in die sanftern der weiblichen Brust. Als sie eine Weile in ihrem improvisirenden Gesang fortgefahren, schien sich ihre Begeisterung dem alten Manne mitzutheilen. Er beugte sich herab zur Sängerin, und seine Stimme vereinte sich mit der ihrigen in den gewöhnlichen tiefen indianischen Kehlentönen. Plötzlich hielt sie inne, und fragte singend in den melodischsten Tönen nach der Ursache der Schwermuth ihres Vaters.

„Warum," sang sie, „ist der Blick des Miko der Oconees trübe, sein Angesicht verfinstert? Er ist ferne von den Gräbern seiner Väter, aber der große Geist ihm nahe; seine Wolken schwimmen beschützend über seinem Haupte, ihn verbergend seinen Feinden, auf daß sie ihn nicht sehen mögen, bis er erstehen wird in

seinem gerechten Zorne." Und sie brach aus in eine melancholische, wild prachtvolle Phantasie, besingend die Großthaten der Mikos der Oconees auf dem Kriegspfade und auf der Jagd; dann sang sie den Ruhm ihres Vaters, seine Wunden und Thaten, malte die Schlachten, die er gegen die Cherokeesen und die Weißen geliefert, die Gefahren seines Zugs über den großen Fluß, seine kindliche Frömmigkeit, die ihn nicht ruhen ließ, bis er wieder die Gräber seiner Väter gesehen hatte, und ihren Ton herabstimmend, rief sie den großen Geist an, seinen Pfad von Dornen auf der bevorstehenden Jagd frei zu halten.

Es war nicht ein eigentlicher Gesang, sondern vielmehr eine Improvisation; aber die reiche Melodie und die außerordentliche Biegsamkeit ihrer Stimme, die von den tiefsten Tönen zu den höchsten hinaufwirbelte, und wieder das seufzende Lüftchen oder den heulenden Sturm nachahmte, und zuletzt gleich einer begeisterten Seherin Trost wie aus höheren Sphären sprach — alles dieß gab ihrem Gesange eine unbeschreibliche Wirkung.

„Meine Tochter," sprach der alte Mann, „hat ver-

gessen, zum Lobe des großen Häuptlings der Cumanchees zu singen."

„Sie will ihre Töne in sein Ohr wispern, wenn er im Wigwam ihres Vaters seyn wird;" erwiederte sie.

„Gut!" war die Antwort.

„Und hat die weiße Rosa keine Zunge, den Gesang der Oconees zu singen?" fuhr er nach einer kleinen Pause fort.

Canondah wandte sich und fühlte mit ihrer Hand. Keine Rosa war da. Sie stand auf, suchte herum in der dunkeln Stube, die weiße Rosa war nicht zugegen.

„Sie ist unter dem großen Baume," sagte sie, indem sie sich langsam, und wie es schien, mit einem schweren Herzen anschickte, sie aufzusuchen.

Als Rosa mit Canondah ins Zimmer getreten war, zog sie sich zum Vorhange zurück, der, wie bereits gesagt, beide Stübchen von einander trennte. Da blieb sie ängstlich harrend eine Weile stehen, wahrscheinlich in der Hoffnung, der Häuptling würde sogleich nach seinem Mahle sich zur Ruhe begeben.

Als Canondah jedoch sich vor ihm niederließ, und in die wohl bekannten Töne des Nachtgesanges aus=

brach, schien sie ihre ganze Besonnenheit zu verlieren. Sie schwankte vorwärts, rannte zurück — sie zitterte und bebte. Endlich eilte sie rasch durch die Thüre in das zweite Stübchen, legte ihr Seidenkleid ab und warf sich in ein leichtes Calicoröckchen, nahm dann eine Wolldecke, warf sie über einen Korb, und stahl sich ins erste Gemach. Zitternd war sie an der Schwelle angelangt, bebend hatte sie diese überschritten. Ihre Brust schlug laut, ihre Kniee schlotterten, als sie sich der Wand näherte und die mysteriöse Tasche berührte, und endlich durch die Dunkelheit bis zur Thüre forttappte.

Die Bewohner des Dörfchens waren bereits in tiefen Schlaf begraben, die Gipfel der Bäume glänzten im silbernen Mondlichte gleich Riesengestalten, während die Nachtdünste von dem nahen Wasserspiegel, ähnlich den Geistern der Vorwelt, in ungeheure Leichentücher gehüllt, über die Hütten wellenförmig sich fortbewegten. Nicht eine menschliche Gestalt war zu sehen. Das Mädchen hielt eine Weile inne und eilte dann rasch, gleich einem erschrockenen Dammhirsche vorwärts, dem Pfade zu, der längs der Niederlassung dem Walde zuführte. Keuchend und erschöpft war sie

mit ihrer Bürde vor der Baumhöhle angekommen. Da hielt sie inne für einen Augenblick, sah sich furchtsam um, ob sie gesehen würde, näherte sich der Oeffnung und zog sich wieder zurück. Der Fremde ist kalt, und krank und hungrig, wisperte sie sinnend. Und mit einem Satze war sie über einen der Blöcke. Der Verwundete schlief. Sie kauerte sich zu ihm herab, und streifte das Moos ab, mit dem er bedeckt war. Das Blut floß noch immer in großen Tropfen und hing in geronnenen Klümpchen am seidenen Tuche. Sie löste es behutsam ab, fühlte die Wunde und goß eine flüssige Substanz hinein. Ein Schmerzenschrei entfuhr dem Fremden.

„Stille, ums Himmelswillen stille!“ bat das Mädchen. „Es ist Balsam, und Balsam aus der Medizintasche des großen Miko. Er wird Deine Wunde heilen. Aber die Bäume haben Ohren, und der Wind bläst von unten herauf. Ich bin es, Canondah ist es,“ wisperte sie mit einer Stimme, deren Zittern sie Lügen strafte.

„Es ist Canondah,“ wiederholte sie, indem sie noch einige Tropfen Balsams in seine Wunden goß, sie dann mit Bandagen umwand und endlich verband.

„Hier,“ flüsterte sie, „ist der Saft von Trauben. Hier ist gebratenes Fleisch von unsern Wasservögeln und Wildpret. Und dieß wird Dich warm halten,“ fuhr sie fort, ihn in die Wolldecke hüllend. Noch einmal wandte sie sich, als sie am Ausgange stand, und dann kletterte sie wieder zurück über den Stamm und floh ihrer Wohnung zu. Je näher sie der Hütte kam, desto langsamer, schwankender wurden ihre Schritte. Als sie in die Laube trat, suchte ihr Auge die Gestalt Canondahs.

„Rosa,“ murmelte die Indianerin. „Was hast Du gethan? Der Miko hat nach Dir gefragt?“

„Hier,“ erwiederte das Mädchen, ihr athemlos die Phiole reichend.

„Komm!“ sagte die Erstere, und sie bei der Hand fassend, traten Beide in die Stube.

„Die weiße Rosa hat das Blut von ihren Wangen verloren; seit den letzten zwei Monden sind ihre Augen mit Wasser gefüllt. Der Häuptling der Salzsee wird sie trocknen;“ sprach der alte Mann.

Ein tiefer Seufzer entstieg der Brust des Mädchens. Sie begann zu schluchzen und laut zu weinen.

„Die weiße Rosa,“ fuhr der Miko kalt und ruhig

fort, „wird das Weib eines großen Kriegers seyn, der ihr Wigwam mit der Beute seiner Feinde füllen wird. Ihre Hände werden nie arbeiten dürfen, und sie wird von allen Squaws beneidet seyn.“

Und mit diesen Worten streckte er seine Schenkel auf die Bank, hüllte sich in seine Wolldecke und legte sich zur Ruhe.

Canondah ergriff Rosas Hand und sie sanft mit sich in das zweite Gemach ziehend, führte sie sie gleichfalls ihrem ländlichen Divan zu und drückte sie sanft auf diesen nieder.

Rosa legte sich schweigend, aber vergeblich bemühte sie sich, ihre Augen zu schließen. Die blasse, sterbende Gestalt des Fremden stand vor ihrem Blicke, und raubte ihr Ruhe und Rast. Eine Stunde verging nach der andern, und sie war noch immer wach. Endlich ließ sich ein Geräusch in der Vorderstube hören, das andeutete, daß der Miko bereits aufgestanden war.

Canondah sprang vom Lager, näherte sich Rosen, bog sich über das Mädchen, legte ihren Zeigefinger auf ihre Lippen, und eilte in ihres Vaters Stube.

Der Häuptling war mit Anstalten zu einem weiten

Ausfluge beschäftigt, der großen Herbstjagd nämlich, die bekanntlich bei diesen Stämmen mehrere Wochen und selbst Monate dauert, und sich über Landstrecken von Hunderten von Meilen ausdehnt. Seine Vorbereitungen waren bald getroffen. Er nahm einen großen Beutel, mit Tabak gefüllt, einen andern mit Blei, legte beide sorgfältig in seine Jagdtasche, und hing diese über seine Schulter. Hierauf steckte er sein Schlachtmesser in seinen Gürtel, und nahm den erwähnten doppelläufigen Stutzer. Ein junger Indianer trat herein, dem er Bogen, Pfeile und einen Sack, mit Lebensmitteln gefüllt, übergeben ließ. Seine Tochter hatte dieß schweigend gethan. Sie stand nun mit gefalteten Händen und erwartete die Befehle ihres Vaters. Dieser legte seine flache Rechte auf ihre Stirne, blickte ihr eine Weile theilnehmend ruhig ins Gesicht — dann schienen seine Züge sich zu mildern, die Augen von Vater und Tochter begegneten sich, und gleichsam als ob sie sich verständigt hätten, wandte sich Ersterer der Thüre zu.

An fünfzig Männer waren bereits vor der Hütte versammelt, vollkommen gerüstet und bewaffnet. Stille und schweigend waren sie gekommen; kein Laut, kein

Fußtritt war zu vernehmen gewesen. Kaum war ihr Häuptling in ihrer Mitte, als sie eben so stille sich an ihn anschlossen, und mit einer Heimlichkeit der Uferbank zueilten, die im Zwielichte beinahe Grauen erregte.

Die Tochter hatte ihren Vater nicht weiter als bis zur Thüre begleitet, wo der Wink des Letztern sie stille stehen hieß. Horchend stand sie eine Weile, bis der leise Wasserschlag der Ruderer gehört wurde; dann schloß sie die Thüre und eilte ins innere Gemach.

„Sie sind gegangen,“ sagte sie.

„Dann laß uns zum Fremden eilen,“ erwiederte Rosa.

„Die weiße Rosa,“ sprach die Indianerin im milden aber ernsten Tone, „muß schlafen, sonst wird ihr blasses Gesicht verrathen, was in ihrem Busen begraben ist. Meine rothen Schwestern sind fein und verschlagen, ihre Augen weit offen. Sie würden die Spuren leicht finden, die wir gestern im Rohrfelde gelassen haben. Ein Mädchen könnte nun den Miko einholen. Canondah will nach dem Fremden sehen; aber ihre Schwester muß ausruhen.“ Sie preßte ihre

Freundin sanft auf das Lager, und verschwand hinter dem Vorhange.

War es die ruhige, milde Sprache der Indianerin, deren Treue und schwesterliche Liebe ihr wohl bekannt seyn mochte, oder Müdigkeit? Rosa fiel nach wenigen Minuten in einen tiefen Schlaf.

Fünftes Kapitel.

Geht auf die Jagd, ich will bei ihm bleiben.
Shakespeare.

Der Indianer hat, neben vielen edlen und großartigen Zügen, die zusammengenommen seinen Nationalcharakter bilden, und zwar einen Nationalcharakter, dessen moralische Höhen und Tiefen bei weitem noch nicht gehörig gewürdigt sind, einen, der ihn minder vortheilhaft kleidet, und den der Sittenmaler seiner Nation gerne vermissen würde. Es ist dieß die auffallend rohe selbstische Gleichgültigkeit, oder vielmehr Fühllosigkeit, mit der sie ihre Weiber behandeln: eine Fühllosigkeit, die zwischen den unglücklichen Geschöpfen und einem Hausthier nur wenig

Unterschied kennt. Vielleicht sind dieser Fühllosigkeit einzig und allein jene schwarzen Flecken zuzuschreiben, die ihrem häuslichen und öffentlichen Leben den so widerlichen Stempel thierischer Grausamkeit und Unempfindlichkeit, und hinwider der stupidesten Indolenz aufdrücken: ein Stempel, der aus einem indianischen Sittengemälde bloß eine fortgesetzte Scene von Grausamkeiten oder eckelhaftem Faulleben bildet, nur selten durch eines jener sanftern Reliefe aufgehellt, die ein höherer Grad von Achtung gegen das weibliche Geschlecht nothwendig erzeugen müßte. Die indianischen Völkergeschichten haben auffallend bewiesen, daß Nationen, wo bloß die eine Hälfte Menschenrechte genießt, immer nur Wilde oder Barbaren seyn werden, und daß jene Reibung im gesellschaftlichen Leben, wo das Weib dem Manne mit gleichem Rechte gegenüber steht, zur Veredlung des Geschlechtes unumgänglich nöthig sey.

Ein Volk, bei dem das Weib auf einer, ihrer ursprünglichen Würde nicht angemessenen Stufe steht, wird jederzeit mehr oder weniger barbarisch seyn, und der richtigste Maßstab der Aufklärung eines Volkes wäre wohl das Verhältniß, in welchem die zweite

Hälfte zur erstern in ihren Privat- und öffentlichen Verhältnissen steht. Des Weibes Bestimmung ist weder die des Lastthieres, noch der Sklavin der sinnlichen Begierden des Mannes — sie soll weder das frivole Spielwerk müßiger Stunden, noch die Abgöttin seiner thörichten Leidenschaften seyn. Sie soll seyn die Theilnehmerin an dem Wohl und Wehe ihres Mannes — seiner drückenden so wie erhebenden Gefühle innigste Vertraute, die Freundin seines Herzens, der Leuchtthurm seines Verstandes, der ihn auf seinem Lebenspfade leitet, der schützende Genius seiner Kinder, der künftigen Generation. Des Mannes ertödteten Sinn soll sie aufregen, und so wie sie die beschützende Gottheit des häuslichen Heiligthums ist, soll sie wehren helfen durch Muth und Festigkeit, daß keine verruchte Hand sich an diesem vergreife. Nur die Nation, wo das Weib dieses errungen, sich so hoch empor geschwungen, — nur sie ist zur Freiheit geboren. Und nie wird diese Göttin einkehren, wo sie nicht ihren häuslichen Heerd unbeschränkt besitzen, und dem Tyrannenknecht das Eindringen in ihr Heiligthum wehren darf und kann.

Es ist merkwürdig und unsern Satz ganz bestätigend,

wie bei jenen wilden Stämmen und Völkerschaften, die allmählig eine gewisse Kulturstufe erreicht, auch der Zustand des weiblichen Geschlechtes sich verbessert hat. Die Weiber der Cherokeesen sind bereits mehr Ehehälften ihrer Männer als die der Creeks, und so richtig und bestimmt ist dieser Maßstab, daß die Gränzlinie der Weiberrechte bei den verschiedenen Nationen auch die der größern individuellen Freiheit und nationellen Kultur sind.

Das Völkchen, von dessen Niederlassung wir im vorhergehenden Kapitel eine Schilderung gegeben, war gewissermaßen auf der ersten Stufe gesellschaftlicher Kultur. Die Morgenröthe war herangebrochen, es hatte bereits einen Vorgeschmack von den Vortheilen, die Ackerbau und die verschiedenen Künste des Lebens diesem gewähren, und obwohl dieß bloße Anfänge waren, so hatten sie doch bereits einen bedeutenden Einfluß auf das Wohl und Wehe ihrer Weiber geäußert. Diese Weiber waren zwar noch immer ihren Männern dienstpflichtig, sie hatten mit ihren Töchtern Korn zu säen, zu pflügen, umzugraben, zu ernten, den Tabak zu bauen, die Hirsch- und Alligatorshäute zu gerben, und ihren Cotton zu spinnen; aber eben die gesteigerten

Bedürfnisse ihrer Männer, und ein gewisses Behagen, das im friedfertigen ununterbrochenen Genusse derselben sich mit eingeschlichen hatte, konnte nicht verfehlen, ihren Weibern in ihren Augen eine größere Wichtigkeit zu geben, die allmählig auch größere Achtung zur Folge hatte.

Vielleicht trug der Umstand, daß Canondah an der Spitze der zweiten Hälfte dieses Völkchens stand, das Seinige dazu bei. Das unbegränzte Vertrauen der Männer zu ihrem Vater, und ihre tiefe Ehrfurcht konnte sich natürlicher Weise nicht roh gegen seine Tochter äußern. Abgesehen von diesem Umstande war auch Canondah ganz dazu geschaffen, ihr Geschlecht im Wigwam in eine höhere Stellung zu bringen, und alle ihre Handlungen schienen zu beweisen, daß sie das unrichtige Verhältniß zwischen den beiden Geschlechtern nicht nur erkannt, sondern auch darauf ausging, es in ein weniger beleidigendes umzuwandeln. Das Mädchen hatte einen Scharfsinn, einen Mutterwitz, der unter den rothen Naturkindern nicht selten zu finden ist und einen richtigen Takt zur Grundlage hat, der sie gewöhnlich sicherer leitet, als unsere durch Pensionsanstalten verschraubten Figürchen. Mit un-

erreichbarer Gewandtheit hatte sie gewußt, jeden Umstand zu benutzen, der sie auf eine nähere oder entferntere Weise ihrem Ziele zuführen konnte, eine gewisse wohlthätige Herrschaft, die sie gleich einem Netze über die Männer auszubreiten und mit unverrücktem Blicke zum Besten ihrer Schwestern zu verfolgen wußte. Sie hatte ihre Erziehung in einer jener vortrefflichen Anstalten erhalten, die der philantropische Oberst Hawkins unter den Creeks zum Behuf ihrer sittlichen und bürgerlichen Bildung errichtet, und hatte sich in vielen Zweigen der weiblichen Haushaltung auf eine Weise vervollkommnet, die sie zu einer trefflichen Hausfrau auch unter civilisirten Völkern gemacht haben würde. Sie strickte und wob vortrefflich, ihre Röcke und Jagdhemden saßen am besten an, ihr Wein war wohlschmeckender und feuriger, als der von andern Weibern oder Mädchen gekelterte: ja sie hatte während ihres Wohnens unter den Amerikanern sogar das Geheimniß, das unschätzbare Feuerwasser zu ziehen, glücklich ihren Wirthen abgelauscht: ein Vortheil, dessen Bedeutenheit sie vollkommen zu würdigen verstand, und den sie, als unverbrüchliches Geheimniß, nur mit Rosa theilte. Sie hatte hinlängliche Zeit,

sich unter den Amerikanern aufzuhalten, um den ungeheuren Abstand zwischen den Frauen der Weißen und den Squaws ihres Volkes zu erkennen, und ihr zartfühlender Scharfsinn hatte sie auch richtig auf den Weg geleitet, diesem schreienden Mißverhältnisse nach Möglichkeit Einhalt zu thun. — In jeder Hütte war sie zu Hause, und wenn sie vorbeieilte an einer Thüre, so wich sie auch nicht, bis der Mann sein pflügendes oder grabendes Weib abgelöst hatte. Sie belohnte die Willigen mit einer Calabasse des deliciösen Feuerwassers, während sie es dem Mürrischen oder Widerspenstigen mit demselben schlauen Lächeln mit reinem Quellwasser füllte. So hatte sie allmählig die Männer gewöhnt, die Lasten ihrer Weiber zu theilen. Sie hatte Mittel, Allen zu gefallen und Jeden zu lenken.

Die Morgenröthe hatte kaum durch den Wald zu schimmern angefangen, als die dunkeln Gestalten der Squaws und ihrer Töchter dem Landungsplatze zueilten, wo einige Stunden zuvor ihre Männer und Väter sich eingeschifft hatten.

Der Fluß bildet da eine kleine Bucht, in welcher die Marine des Stammes, fünf Palmrinde-Canoes,

an Strängen von Wattap ruhig vor Anker lagen. Zu beiden Seiten des kleinen Hafens erhob sich das Ufer beiläufig zwanzig Fuß hoch; dieser Gürtel war mit Myrthe und Mangrovgesträuch überwachsen, durch die ein Pfad sich schlängelte.

Für den Fremdling, der eine solche Schaar indianischer Weiber zum ersten Male gesehen, dürfte der Anblick nicht ohne Interesse gewesen seyn. Die ältesten unter ihnen hatten graue Haare, die in langen Flechten roßhaarartig über ihre Schultern hingen, ihre mumienartigen Gesichter waren runzlich und beinahe vertrocknet, und wenn ihre Züge einen gewissen Stumpfsinn verriethen, so deuteten hinwieder die schwarzfunkelnden tief liegenden Augen auf eine Wildheit, die zu schlummern und nur auf eine Gelegenheit zu lauern schien, um in ihrer ganzen ungezähmten Wuth hervorzubrechen. Die Mütter zeigten bereits mehr Milde in ihren Gesichtszügen; auf sie hatte der Verkehr und das gesellschaftliche Leben mit den Amerikanern offenbar eine humanisirende Wirkung geäußert; die Mädchen jedoch waren durchgängig wohlgewachsen, viele grazienartig, ihre Kupferfarbe nicht viel dunkler als die sonnverbrannten Gesichter

südlich europäischer Landschönen, obgleich ihre Züge ungleich mehr Ruhe und Besonnenheit ausdrückten, und wären es nicht die hervorragenden Backenknochen gewesen, welche die meisten entstellten, so könnten sie als Muster für den Bildhauer gedient haben. Sie trugen kurze Calicoröckchen, die ihnen bis über die Kniee gingen, um den Nacken jedoch hatten bloß wenige eine Bekleidung, alle hatten Mocassins und silberne Ohrringe. Nachdem die weibliche Partie sich versammelt hatte, theilte die älteste Squaw sie in drei Gruppen, deren jede einen bestimmten Antheil an der Arbeit erhielt, von welcher wir nun eine nähere Beschreibung geben wollen. Es war der Bau eines Palmenrinde-Canoes.

Die erste Abtheilung hatte kurze Pfähle abzuschneiden und in der Entfernung von einem und einem halben Fuße in die Erde zu treiben, so daß ihre Anzahl beiläufig vierzig wurde.

Die zweite nähte Stücke der Palmenrinde mit Wattap zusammen, hing sie dann auf die Pfähle, und befestigte sie daran so, daß die Rinde lose hing und den beiden aufrecht gehaltenen Deckeln eines Buches ähnelte, dessen Rücken abwärts gekehrt ist.

Die dritte Abtheilung hatte Querhölzer zu setzen, um so den Rand auszupressen und dem obern Rahmen die Form zu geben, welche das Canoe erhalten sollte. Dieselbe Abtheilung setzte dann die Rippen und legte die Bekleidung in breiten Streifen zwischen diese und die Rinde, während eine Anzahl von Mädchen die Rippen und Rinde herauspreßten, und so dem Boote Tiefe und den Seitenwänden Gestaltung gaben. Nachdem das Werk so weit vorgerückt war, legten sie Gewichte und Steine auf den Boden der Rippen, die früher im Wasser erweicht worden waren, und dann ließen sie das Ganze trocknen. Während der Arbeit, die eine Stunde gedauert haben mochte, war das tiefste Stillschweigen beobachtet worden. Es war kein Lachen, kein Schäckern zu hören, kein Umhertreiben zu sehen. Jede verrichtete die ihr angewiesene Arbeit, ohne einen Laut von sich zu geben, und die Einzige, die etwas mehr Freiheit sich heraus zu nehmen schien, war Canondah. Das unruhige Mädchen schlüpfte unter den düstern Wesen mit der Miene eines verdorbenen Kindes umher, wisperte hier einem Lieblinge einen Scherz ins Ohr, zischelte dort einer Andern zu, und half einer Dritten, oder zwang einer Vierten ein

ruhiges Lächeln ab. Als die Weiber ihre Arbeit verrichtet hatten, trennten sie sich auf dieselbe stille düstre Weise.

Canondah trippelte auf ihres Vaters Hütte zu. Sie fand Rosen noch immer schlafend. Ein liebliches Lächeln spielte um den Mund des reizenden Kindes, und ihre zarten Lippen bewegten sich. Die Indianerin bog sich herab auf das entzückende Wesen, und konnte nicht widerstehen, einen Kuß auf ihren Mund zu drücken. Rosa öffnete die Augen. „Canondah,“ sprach sie, dieselben reibend, „ich hatte einen bösen, bösen Traum. Wir beide standen in einem tiefen, tiefen Thale, der Fremdling auf dem Berge — er kehrte uns den Rücken. Hast Du ihn gesehen? Und ist er nicht mehr krank? Und sieht er nicht mehr so bleich aus, und zittert er nicht mehr fieberisch? Und hat er von den Früchten gegessen, und von dem Weine getrunken?“

„Rosa,“ versetzte die Indianerin mit einem schlauen Lächeln, „hat nicht so viel diese letzten zwanzig Sonnen gefragt. Der Fremde ist unter dem großen gefallenen Baume.“

„Aber wie kam er dahin?“

„Die Schultern Canondahs trugen ihn.“

„Und die Spur, die wir zurückgelassen, und die große Schlange, und das gebrochene Rohr,“ sprach das liebreizende Kind, in mädchenhafter Verwirrung erröthend über die unschuldige Verstellung, mit der sie ihre Freundin zu täuschen suchte.

Die Indianerin, die ein Ueberschuß von sechs Jahren vor Rosa ohne Zweifel ein wenig mit den Stratagemen bekannt gemacht hatte, deren eines ihre Freundin so eben auf sie anzuwenden willig schien, brach in ein lautes Gelächter aus. „Seht einmal,“ rief sie, „wie die weiße Rosa zu lügen gelernt hat in Einer Nacht. Sie spricht zu ihrer Schwester von der Fährte und dem gebrochenen Rohre, um das sie sich gerade so viel kümmert wie der Miko um Glaskorallen, während ihr Herz bei dem Fremdlinge ist. Canondah wird die weiße Rosa dafür züchtigen.“

„Und wundert sich Canondah,“ frug die Letztere im sanften Tone, „daß ihrer Schwester Herz bei dem Anblick eines weißen Bruders höher schlägt? Würde Canondahs Herz nicht auch klopfen, wenn sie, unter den Weißen lebend, plötzlich einen Bruder ihres Stammes, ihrer Farbe sähe?“

Die Indianerin starrte sie mit offenen Augen an. „Und sehnt sich meine Schwester zu den Weißen?“ fragte sie gespannt.

Des Mädchens Haupt war auf ihr Kissen gesunken, sie weinte. Die Indianerin sprang an sie heran und schloß sie in ihre Arme. „Canondah will ihrer Rosa viele viele Freude machen; aber sie darf nicht betrübt seyn, sie darf nicht zu den Weißen, Canondah könnte nicht ohne sie leben. Aber komm;“ fuhr sie fort, indem sie ihr ein Calicokleid hinhielt, „Rosa muß heute dieses nehmen, und die Squaws betrügen helfen.“

Das Mädchen schlüpfte seufzend in das Ueberröckchen, warf ein Tuch um ihren Busen, trippelte vor die Hütte, vor der ein klarer Quell sprudelte, und kehrte lieblich wie die Morgenröthe in das Stübchen zurück, um mit der Freundin ihr Frühstück zu verzehren. Zwei Körbchen mit Trauben gefüllt, Kuchen von indianischem Korn und eine Schale Milch. Rosa schien mit Ungeduld in der Hütte zu verweilen; aber die Indianerin schwieg hartnäckig stille, und kaum hatte sie ein paar Bissen gegessen, so schlüpfte sie allein zur Thüre hinaus.

Rosa setzte sich seufzend zu einem kleinen Tischchen, auf dem ihr Arbeitszeug lag: ein Stück Seidenzeug, dessen Hierseyn wohl Befremden erregen konnte.

Es war ein Stück ausgesuchten Gros de Naples, das bereits zu einem Kleide zugeschnitten war. Drei Stunden mochten verflossen seyn, als die Indianerin zurückkehrte; ein zufriedenes Lächeln spielte um ihren Mund.

„Wir haben ein Canoe gebaut, während Rosa schlief,“ sprach sie, „und sie muß mitgehen, und unsre erste Fahrt sehen.“

Beide Mädchen gingen sofort dem Flusse zu, wo sich die Squaws und Mädchen neuerdings versammelt hatten, und bloß auf die Tochter des Häuptlings warteten, um ihre Arbeit zu vollenden. Sobald die beiden Mädchen am Ufer angekommen waren, rissen die Squaws die Pfähle, an welche das bereits fertige Canoe befestigt war, los, und alle Hände waren beschäftigt, die Oeffnungen mit Gummi auszufüllen. In einer halben Stunde war dieses gethan. Die Alte, die das Ganze geleitet hatte, übersah nun noch einmal die einzelnen Theile, und als sie ihr „Gut“ ausgesprochen hatte, winkte Canondah vier Mädchen,

die sogleich das leichte Fahrzeug ergriffen und es dem Wasser zutrugen. Sie selbst, mit drei Gespielinnen, hatten sich mit Rudern versehen, und sie sprangen, als der Kahn ins Wasser gesetzt wurde, in denselben.

„Rosa,“ rief die Indianerin, „ist ein wenig furchtsam, und muß deßhalb zurückbleiben; aber das nächste Mal, wenn das Canoe nicht bricht, wird sie mit uns kommen.“

Das Fahrzeug hatte sich inzwischen, einer leichten Feder gleich, in schaukelnde Bewegung gesetzt. Ein einziger Ruderschlag war hinlänglich, es weit in den Strom hinauszutreiben. Die Indianerin ergriff nun mit ihren Gespielinnen die Ruder.

Nichts konnte der Geschicklichkeit und Grazie gleichkommen, mit der die Mädchen ihre Ruder handhabten. Sie saßen im Hintertheile des Kahnes, und, das Ruder ins Wasser senkend und ihre Körper vorwärts biegend, brachten sie es schnell in eine parallele Linie mit ihrer Schulter, wandten die Schneide der Strömung zu, und gewannen so die nöthige Richtung. Die Art des Ruderns der Eingeborenen in diesen Gegenden unterscheidet sich von dem gemessenen Ruder-

schlage der Amerikaner, und ist der Bewegung der Wasservögel nicht unähnlich. So wie die Ente ihren Fuß mit einem kurzen Stoß vorwärts wirft und dann zurückzwingt, mit eben so vieler natürlichen Behendigkeit behandelten die Mädchen ihre Ruder. Zuerst fuhren sie eine kurze Strecke stromaufwärts, wandten sich dann und flogen mit Blitzesschnelle abwärts, wandten sich wieder, und trieben so eine geraume Zeit ihr Spiel. Die andern Kähne hatten sich mittlerweile gleichfalls mit Mädchen gefüllt, und die sechs Schiffchen schienen nun ernstlich Willens, sich in ein Wettrudern einlassen zu wollen. Zuerst stellten sie sich in eine Linie, und als mit lautem Rufe von dem Truppe der Squaws am Ufer das Zeichen gegeben wurde, setzten sie ihre Hände in Bewegung. Es war jedoch bald zu ersehen, daß das neue Canoe die Ueberhand gewann. Ehe die übrigen den ziemlich großen Bogen, den hier der Fluß bildet, verlassen hatten, war es bereits weit in der Strömung, die unmittelbar darunter anfängt, vorangeeilt. Plötzlich wurde ein scharf durchdringender Schrei gehört. Noch einen Augenblick wurde das Canoe von den andern gesehen, und dann verschwand es zwischen dem Rohre. Von

allen fünf stieg nun ein gleich durchdringender Schrei aus, der für die Mädchen und Weiber am Ufer das Signal zu einem um so schnellern Wettlaufe wurde, als Aengstlichkeit und Neugierde die spornende Veranlassung waren.

Rosa war sinnend da gestanden. Sie hatte wohl einen Schrei gehört, aber sie wußte nicht woher er kam. Nun hatte sie sich vom Strudel mit fortreißen lassen, und war so viel als möglich geeilt, mit den Vordersten gleichen Schritt zu halten. Auch war es ihr eine Zeit lang gelungen, so lange nämlich als die Richtung, die die laufenden Weiber nahmen, nicht ganz deutlich war. Als aber die Vordersten die Lichtung bereits überschritten und den bekannten Pfad einschlugen, begann ihr Herz zu pochen. Immer langsamer wurden ihre Schritte, ihre Füße schienen ihr den Dienst zu versagen, und sie mußte einige Zeit inne halten. Daß es dem Fremdlinge galt, dessen war sie gewiß. Aber warum hatte Canondah die Squaws selbst auf die Spur gebracht? Sie keuchte zitternd dem Pfade entlang, wo sie endlich, am Cottonbaume angelangt, Weiber, Mädchen, Jünglinge und Knaben versammelt fand, die Jüngern voll Ver-

wunderung, die Alten mit finstrer Miene den Fremdling anstarrend.

Ein dumpfes Gemurmel, das sich erhob und stärker und stärker wurde, schien eben kein sehr günstiges Vorbedeutungszeichen der Gastfreundschaft der rothen Weiber für den Jüngling, der, auf den Baumstamm gelehnt, seine Augen noch immer geschlossen hatte, allem Anschein nach unbewußt dessen, was um ihn herum vorging. Der Teppich und das Halstuch waren jedoch verschwunden, und seine Wunde lag den Blicken der Menge offen.

„Seht,“ sprach Canondah, die mitten im Kreise der Squaws und Mädchen stand, „der Häuptling der Salzsee hat einen Boten in seinem Canoe gesandt, und die große Wasserschlange hat ihn gebissen.“

Sie warf diese Worte mit einer Zuversicht hin, die allem, was sie sprach und that, jenes bestimmte Gepräge gab, dem man nicht leicht widersprechen konnte. Mit der nämlichen Offenherzigkeit erzählte sie, daß sie in ihrem Wettrennen bis zur Stelle gekommen, wo der Fremde es versucht hatte, sich dem Ufer zu nähern. Ob jedoch sie selbst ihre Gefährtinnen auf die zurückgelassenen Merkmale seines Versuches auf-

merksam gemacht, oder ob die drei Mädchen mit der den Indianern eigenen Scharfsichtigkeit die Entdeckung gemacht, war noch immer zweifelhaft. Diese erzählten jedoch ganz unbefangen die gemachte Entdeckung, wie der Jüngling sich mühsam durch die Palmettofelder gezwungen, und erschöpft am Baume niedergesunken seyn müsse. Einige der alten Squaws hatten den Bericht schweigend, aber mit einer Miene angehört, die nichts weniger als Ueberzeugung auszusprechen schien. Sie hatten ihre Blicke auf die Erde gerichtet, und mehrere waren selbst in den Bruch eingedrungen. Canondah, ohne sie der geringsten Aufmerksamkeit zu würdigen, winkte einigen Mädchen eine Handbahre zu bereiten, und ihre Worte hatten sogleich die gewünschte Wirkung. Die alten Squaws, ferneres Nachspüren aufgebend, beeilten sich den Mädchen vorzukommen. Sie schnitten zwei Stämme mit ihren langen Taschenmessern ab, legten über diese Palmettostangen und belegten sie mit spanischem Moose. Canondah lächelte freundlich den alten Squaws zu, sie bedeutete ihnen, den Fremdling auf diese Bahre zu legen: ein Wink, der unverzüglich und mit einer Schonung ausgeführt wurde, die dem Leidenden auch

nicht die geringsten Schmerzen zu verursachen schien. Ehe sich der Zug in Bewegung setzte, hatte sie Rosa zugeflüstert: „Mein Bruder ist krank und wund, ich empfehle ihn der Sorgfalt seiner Schwester,“ und dann verschwand sie mit ihren Gefährtinnen im Palmettofelde, dem Flusse und ihren Canoes zueilend.

Rosa, noch immer halb träumend, näherte sich nun der Bahre, die, von den Trägerinnen gehoben, sich in Bewegung setzte. Der Zug ging schweigend und ohne Gefährde dem Dörfchen zu. Vor einer Hütte, die etwas zurück von den übrigen dem Waldesabhange näher lag, und deren herabgelassene, sorgfältig befestigte Buffaloehaut ihr Leerseyn bedeutete, wurde Halt gemacht. Canondah stand bereits vor der Thüre; auf ihr Geheiß ließen die Trägerinnen ihre Bürde nieder.

„Rosa,“ sprach die Indianerin, „muß hier warten, bis Canondah mit den Squaws gesprochen; und abwärts tretend, versammelte sie die Weiber in einen Kreis, und eröffnete eine kurze Berathschlagung in Hinsicht des Fremdlings. Man hatte sie schweigend angehört, und ihr überlassen, nach Gutbefinden darin zu handeln. Sie dankte den Squaws mit würdevollem

Anstande für ihr Vertrauen, und befahl dann zweien der ältesten Weiber die Thüre oder vielmehr die Buffalohaut zu öffnen, die in das Innere der Stube führte. Als dieses geschehen war, trugen sie den Verwundeten hinein, und legten ihn auf ein dem oben beschriebenen Tillandsea-Divan ähnliches Lager. Er zitterte am ganzen Leibe. Ein heftiges Wundfieber hatte ihn ergriffen, zu dem wahrscheinlich in der letzten kühlen und nassen Nacht das kalte hinzugekommen war.

Nach Verlauf einer halben Stunde trat endlich Canondah wieder in die Hütte, begleitet von einer grauen Squaw, die mühsam und mit langsamen Schritten sich dem Lager des Verwundeten näherte. Sie besah ihn einige Augenblicke vom Kopfe bis zu den Füßen, ließ sich dann auf das Moos nieder, hob seine Hände, untersuchte seinen Puls, und faßte dann das verwundete Knie, an dem sie die Wunde mit der Aufmerksamkeit eines praktizirenden Arztes untersuchte.

„Morgen wird das Fieber verschwunden seyn; aber," setzte sie hinzu, und ihr hohles, düstres Auge ruhte forschend auf Canondah — „wie ist der Saft der großen Medicin in seine Wunden gekommen?"

„Der Häuptling der Salzsee,“ versetzte Canondah bedeutsam.

„Hat seinem Boten doch nicht von seiner Medicin mitgegeben?“ Sie besah mit diesen Worten neuerdings die Wunde, und schüttelte stärker ihr greises, runzliches Haupt. „Der Balsam ist der des Mikos,“ sprach sie bedenklich; „aber es war weder der Miko noch seine Tochter, die ihn in die Wunde gegossen. Es ist die verruchte, ungläubige Hand einer Weißen. Winondah sieht, daß der große Zauber nicht ausgesprochen, und daß die große Medicin zum Gifte geworden.“ Ihr Blick fiel durchbohrend auf Rosa.

Canondah hatte betroffen die letzten Worte angehört. „Und warum sollte der Häuptling der Salzsee nicht vom Balsam haben, den der große Geist den Vätern des Miko gegeben? Er ist ein großer Häuptling und vor ihm zittern die Weißen.“

Die Alte schüttelte ihr Haupt. „Der Häuptling der Salzsee ist ein Weißer; der große Geist hat zweierlei Gaben. Den Weißen hat er die geringern gegeben, den auserwählten rothen Männern die bessern; die Medicin des Miko,“ sprach sie zuversichtlich, „ist die eines sehr großen Häuptlings.“

„Canondah," sprach das Mädchen, „hat die Spur des Boten des Freundes ihres Volkes gesehen, und ist ihr gefolgt. Sie hat den Fremdling gefunden und hat ihn auf den Rath ihrer klugen Schwestern in die leere Hütte ihres Wigwams geführt. Soll er verschmachten, weil eine Medicin in seinen Adern ist, die eine unbekannte Hand hineingoß? Was würde der Miko, was der Häuptling der Salzsee sagen?"

„Canondah hat Recht," sprach die Alte; „sie ist die kluge Tochter des großen Miko, und sieht mit hellen Augen."

„Und ihre Hand," setzte das Mädchen bedeutsam hinzu, „ist nicht geballt, und ihre Calabassen mit Feuerwasser sind nicht geschlossen."

Ein schlaues, beifälliges Lächeln grinste, als sie diese Worte hörte, um den Mund der Alten. Sie nickte mit dem Kopfe und entfernte sich.

Die beiden Mädchen waren allein mit dem Verwundeten in der Hütte geblieben und saßen nun in tiefes Sinnen versunken. Unsre Leser mögen die Ursache dieses Sinnens vermuthen. Wirklich hatte das rasche Mitleid Rosa zu einer That verleitet, die, obwohl sie ihrem Herzen zur Ehre gereichte und einer

Weißen ganz natürlich vorkommen mochte, in den Augen einer Indianerin Hochverrath war. Sie hatte, im Drange ihrer Angst um den Verwundeten, Hand an das Heiligthum des Stammes, die mysteriöse Medicin, gelegt, hatte von dem Heiligthume, das selbst der Miko nie ohne religiöse Vorbereitung in die Hand nahm, frevelhafter Weise Gebrauch gemacht. Eine solche Entheiligung hatte selbst Canondah in Schrecken versetzt. Die Folgen davon konnten fürchterlich seyn.

Es waren peinliche Minuten für die arme Rosa. Dem düstern Schweigen machte die Ankunft der Alten ein Ende, die, eine dampfende Calabasse in ihrer Rechten und einen irdenen Becher in ihrer Linken, sich dem Verwundeten näherte, und ihm, den beide Mädchen aufgerichtet hatten, ein heißes braunes Getränke in den Mund goß. Zweimal füllte sie den Becher und leerte ihn. Dann hüllte sie ihn in die Wolldecken, und zog sich zurück, die Wirkung ihrer Medicin zu beobachten. Es dauerte nicht lange, so zeigten sich große Schweißtropfen an seiner Stirne, auf die sie Canondah mit einem schlauen Winke aufmerksam machte. Diese nickte, entfernte sich mit der

geleerten Calabasse, und kam in wenigen Minuten wieder mit derselben zurück.

„Von den Augen zur Zunge ist es nicht weit,“ sprach das Mädchen, der alten die volle Calabasse entgegenhaltend. „Will meine Mutter den Weg verlängern, so daß die letzte vergißt, was die erstern gesehen?“

Die Alte grinste die Sprecherin mit einem zweifelhaften Blicke an.

„Canondah,“ fuhr das Mädchen fort, „ist die Tochter des Miko, sie bewacht seinen Wigwam. Kann das Auge Winondahs wissen, was in diesem vorgefallen ist?“

Die Alte schwieg noch immer.

„Canondah will selbst mit dem Miko sprechen.“

„Die Augen Winondahs haben gesehen, ihre Nasenlöcher haben gerochen, aber ihre Zunge ist nicht die eines geschwätzigen Mädchens. Sie weiß zu ruhen. Sie liebt die Tochter des Miko sehr.“

„Und Canondah wird die Calabasse noch zweimal füllen;“ schloß das Mädchen.

Ein freudiges Grinsen bezeugte die Zufriedenheit der Alten, die sofort die Stube verließ.

Die Unterhaltung hatte auf dem Gesichte der Indianerin einen Ausdruck von Ernst zurückgelassen, der sich durch ein tiefes, beinahe finsteres Schweigen beurkundete. Nach einer langen Weile ergriff sie die Hand ihrer Freundin, und Beide verließen nun die Hütte, um nach der ihres Vaters zu gehen.

„Rosa!" sprach die Erstere, als sie auf der Moosbank in ihrem Stübchen wieder Platz genommen hatten, „Canondah hat die Augen der Squaws geblendet, um ihrer Schwester ein Freudelächeln abzugewinnen. Sie hat den Feind ihres Volkes und des Häuptlings der Salzsee in das Wigwam ihres Vaters aufgenommen, den Späher."

„O meine Canondah," rief Rosa, „sieh doch, wie das Auge meines Bruders offen ist. Ist sein Auge treu, kann seine Zunge wohl falsch seyn? Sieht er einem Feinde unsres Volkes wohl ähnlich?"

„Meine Schwester ist sehr jung, und sie kennt nur sehr wenig unsre Feinde, die Yengheese. Sie senden ihre jungen Männer in die Wigwams der rothen Männer, um ihre Heerden, ihr Korn, ihre Buffaloefelle zu zählen, und wenn sie wieder zu den Ihrigen kommen, dann zeigen sie ihnen die Pfade, die zu der

Rothen Dörfer führen, und dann kommen sie und nehmen unser Vieh und Korn, und lachen der rothen Männer.“

„Und denkt meine Schwester,“ erwiederte Rosa schüchtern, „daß der Fremdling einer dieser Spione ist?“

Die Indianerin schüttelte ihr Haupt bedenklich. „Hat er nicht die Augen und Haare eines Yankee? — Sieh Schwester!“ fuhr sie nach einer Weile fort, „Canondah hat ihre Hand in Freundschaft dem Fremden entgegengestreckt, als sie sah, daß das Herz der weißen Rosa sich nach ihm sehnte, aber die Tochter des Miko hat nicht gehandelt wie sie sollte. Sie hat die Nacht zwischen den Miko und den Fremdling gestellt, und nun nimmt sie ihn in ihres Vaters Wigwam, nachdem dieser den Rücken gekehrt?“

„Aber er würde im Walde gestorben seyn,“ versetzte die Andere. „Sieh, wie der Fieberfrost seine Glieder schüttelt. Die Morgen- und Nachtluft ist sehr kühle und der Nebel sehr feucht.“

„Und der Miko?“ versetzte die Indianerin gespannt. „Wird seine Faust nicht gegen einen Bruder ballen, dem seine Tochter ihre Hand entgegenstreckt.“

„Wenn aber seine Tochter eine Thörin gewesen, und ihre Hand einem Feinde ihres Volkes gereicht, wird das Auge des Miko nicht finster auf seine Tochter fallen?"

„Und muß er von dem Fremdlinge wissen?" lispelte Rosa stammelnd, als fürchtete sie das Wort auszusprechen.

Ein flüchtiges Hohnlächeln flog über die Lippen und verzog für einen Augenblick das edle Gesicht der Indianerin. „Der Miko der Oconees," sprach sie mit einer leichten Anwandlung von Stolze, „riecht den Athem eines weißen Mannes zehn Tage, nachdem er ihn ausgeathmet, und erkennt die Spuren seiner Fußtapfen zwanzig Tage, nachdem sie dem Grase eingedrückt sind. Canondah mag die Squaws täuschen, aber nicht den Miko. Und hat Rosa, „fuhr sie fort, ihren Blick auf die Freundin richtend, „hat die weiße Rosa nicht gesehen und gehört, was der alten Winondah Zunge und Augen sprachen? Sie sollte nicht ihre Hände gelegt haben, wo das Heiligthum des Miko verwahrt ist;" sprach sie mit ernstem Tadel. „Die Zunge Winondahs ist besänftigt, aber die der Squaws gleichen den Eichhörnchen, die in ewig

thörichter Bewegung umherspielen. Und wenn sie ihren Männern sagen, was ihre Augen gesehen, werden die Krieger nicht ins Ohr des Miko wispern? und soll die Tochter Tokeahs vor ihrem Vater als eine Lügnerin dastehen? Nein, nimmer!" sprach sie entschlossen. „Canondah liebt die weiße Rosa sehr, aber ihren Vater muß sie nicht betrügen. Ist der junge Mann ein Späher, abgesandt von Yengheese, so wird ihr Vater sehen."

„Und mein Bruder?" unterbrach sie Rosa mit zitternder Stimme.

„Wird zu sterben wissen;" beschloß die Indianerin fest und bestimmt. „Aber der Fremdling wird hungrig seyn und Canondah muß für ihn sorgen." Mit diesen Worten erhob sie sich von ihrem Sitze und eilte aus der Hütte.

Canondah war, wie unsere Leser ersehen, eine Indianerin im vollen und, wir mögen hinzusetzen, edelsten Sinne des Wortes. Sie lebte und webte in ihrem Vater und ihrem Volke; aber zugleich hatten ihre angebornen sanftern Gefühle durch die Reibung mit den Weißen eine bestimmte Richtung erhalten, und ihre indianische Natur trat gewissermaßen ver-

schönert hervor, und ganz mit jener Geistesstärke, die wir an ihr bereits zu bemerken Gelegenheit gefunden, und die allem ihrem Thun und Lassen das Gepräge einer seltenen Verstandesschärfe gab. Rosa im Gegentheile war noch mehr Kind, eine schöne, dem Anschein nach passive Seele, die sich ohne Murren der Leitung ihrer ältern Freundin überließ, gewiß nicht aus Geistesschwäche oder Indolenz, sondern vielmehr angetrieben von jenem lieblichen Zartsinn, der Andern das schmeichelhafte Gefühl von Ueberlegenheit so gerne gönnt. Die Ueberlegenheit Canondahs, weit entfernt, sie zu verwunden, erfüllte sie mit Wonne; es war ein Tribut der Dankbarkeit, den sie der Indianerin wahrscheinlich auf diese Weise zollte. Und vielleicht hatte eben diese zarte und in ihrer Lage nothwendige Ergebung, mit der sie sich in die bestimmt ausgesprochene Leitung der Tochter des Miko fügte, mehr als selbst ihre ausgezeichnete Schönheit beigetragen, daß sie nicht bloß das Entzücken der Tochter, sondern auch die Freude des kalten Vaters geworden war.

Der Mond stand bereits hoch, als eine leichte Bewegung des Verwundeten anzeigte, daß er erwacht

sey; zu seinem Haupte saßen die beiden Mädchen und die Alte. Ein brennender Cederspan verbreitete ein zitterndes Helldunkel über das Stübchen. Die Letztere hatte kaum die Bewegung am Kranken wahrgenommen, als sie auf diesen zueilte, und, sein Haupt erfassend, ihm in die Augen starrte. Dann fühlte sie seinen Puls, und den Schweiß von seiner Stirne wischend, beobachtete sie sorgfältig die etwas hellere Farbe seines Gesichtes.

„Das Fieber ist gewichen, die Wunde weiß Canondah zu heilen;“ und mit diesen Worten verließ sie die Stube.

Auf den jungen Mann, der nun zum ersten Male seit sechs und dreißig Stunden wieder die Augen aufschlug, schien das triumphirende Grinsen der verdorrten düstern Alten nicht den günstigsten Eindruck hervorzubringen. Canondah jedoch, als hätte sie dieß vermuthet, trat schnell an ihre Stelle und rückte einen Stuhl an sein Lager, auf dem einige Erfrischungen standen. Eine junge wilde Ente, auf indianische Weise unter dem Rasen geröstet, mit frischen Wälschkornkuchen. Rosa hatte einen Becher mit Wein gefüllt, den ihm die Indianerin gleichfalls

reichte, nachdem sie sich auf ihre Kniee niedergekauert und ihn dann in eine sitzende Stellung gebracht hatte. Seine Lippen verzogen sich krampfartig beim ersten Versuche und er stieß den Becher beinahe mit Gewalt zurück; aber es währte nicht lange, so überzog eine leichte Röthe sein Gesicht, und seine Hand griff wieder nach dem Becher. Hierauf nahm er ein Stück von der Ente und dem Kuchen.

Die Indianerin verwandte kein Auge von ihm, ihr Blick folgte jedem Bissen, den er zum Munde führte. Beinahe schien es, als ob das Mädchen etwas Näheres vom Charakter des jungen Mannes aus dieser thierischen Verrichtung ersehen wollte; sie winkte von Zeit zu Zeit Rosen, die in der Ecke des Stübchens stand, und gleichfalls ihre Augen auf den Essenden gerichtet hatte. Es schien als ob die beiden Mädchen mit Vergnügen ihm zusähen. Wirklich aß der junge Mann mit so viel Anstand und Ungezwungenheit, die wahrscheinlich von der rohen Gier ihrer Stammesgenossen, den einzigen Vorbildern, die sie vor sich hatten, zu sehr abstechen mochte, um sie nicht etwas Höheres in ihrem Gaste vermuthen zu lassen. Obwohl wir in den beiden Mädchen keines=

wegs eine feinere Bildung voraussetzen können, so ist doch in der weiblichen Natur jener sichere Takt, der, wenn nicht verdorben oder irre geleitet, nur selten trügt. Es schien, als ob die Mädchen einen tiefern Blick in die Seele ihres Gastes gethan hätten. Rosas Herz schlug sichtbar leichter und selbst Canondah fing an, ihn mit einem ruhigern, vertrauensvollern Auge zu betrachten.

Als er sein Mahl geendigt hatte, legte sie ihn wieder auf sein Lager zurück; dann öffnete sie den Verband, den sie um seine Wunden geschlagen. Ihre Finger berührten kaum die tiefe Fleischwunde, und mit so vieler Geschicklichkeit und Schonung verrichtete sie ihre Aufgabe, daß ihr Patient unter ihren Händen wieder entschlief.

„Der Balsam wird die Wunde in acht Sonnen heilen;“ sprach sie mit Zuversicht, blies dann das Fackellicht aus und ihren Arm um Rosa werfend, eilten beide Mädchen ihrer Hütte zu.

Sechtes Kapitel.

Ihr habt gesprochen, ob aber gescheidt oder nicht, das mag der Wald richten.

Shakespeare.

Die außerordentliche Geschicklichkeit der Indianer, Wunden und Fieber zu heilen, denen sie bekanntermaßen schon wegen ihres ewigen Kriegs- und Waldlebens häufig ausgesetzt sind, offenbarte sich auf eine erstaunenswürdige Weise an dem Jünglinge, den sein glückliches oder unglückliches Gestirn zu einem dieser Völkchen geführt hatte. Das Wund- und kalte Fieber war bereits nach sechsunddreißig Stunden verschwunden, und es waren noch nicht acht Tage seit seinem Hierseyn verflossen, als auch die Wunde bereits zu heilen anfing. Seine leichenartig gelbe Gesichtsfarbe hatte sich in ein frisches Roth verwandelt, das eine leichte Blässe angenehm hervorhob, seine matt und kraftlos eingefallenen Augen waren munter geworden, und schienen eher zum Lachen als zur Traurigkeit aufgelegt zu seyn. Ein Zug um den Mund verrieth eine fröhliche harmlose Natur, und voll aufblühende Backen

einen kräftig lebendigen Frohsinn. Er hätte bereits versucht, aus der Hütte zu treten und sich im Freien umzusehen, wäre ihm dieß nicht von seiner Wärterin mit der Drohung untersagt worden, daß das Fieber wieder kommen werde, wenn er sich der feuchten Luft aussetze. So hütete er noch immer sein Stübchen. Dieses war von mäßiger Ausdehnung und zeigte dem Auge die kunstlos zusammengefügten Stämme des Cottonbaumes, mit Tillandsea und Gummi ausgestopft, und keiner andern Verzierung als ein Tomahawk und Schlachtmesser, die an der Wand hingen. Eine beiläufig anderthalb Fuß hohe Bank, mit Tillandsea bedeckt, lief an den Wänden der Stube hin, und diente ihm zum Sitz und Lager. Ein eben so einfacher Tisch war mit Palmblättern und Früchten besetzt, die mit einer zarten Rücksicht für seinen Genesungszustand gesammelt schienen: Weintrauben und in Zucker eingelegte wilde Pflaumen und Bananen. Während sein Auge auf diesen Gaben ruhte, trat Canondah ein, in ihren Händen einen Teller mit frisch gebratenen Quails haltend. Sie setzte das Gericht auf den Tisch, und eilte dann zur Thüre zurück, um die Buffaloehaut herabzulassen, so daß die Strahlen

der Morgensonne, die durch die Oeffnungen einfielen, die Gegenstände im dunkeln Stübchen mehr errathen als sehen ließen.

„Guten Morgen!“ sprach der junge Mann, der mit Verwunderung der Indianerin einen Augenblick zugesehen hatte.

Die Begrüßung wurde mit Stillschweigen aufgenommen. Die Indianerin deutete auf die Quails, und ließ sich dann auf dem entgegenstehenden Sitze nieder, auf dem sie ruhig abwarten zu wollen schien, bis der junge Mann gegessen haben würde.

„Mein junger Bruder,“ hob sie endlich an, als sie gewahrte, daß dieser keine Miene machte das Mahl zu versuchen, „ist im Canoe des großen Häuptlings der Salzsee angekommen. Hat er in seinem Wigwam gelebt, und die Pfeife des Friedens mit ihm geraucht?“ Sie sprach diese Worte in ziemlich geläufigem Englisch, obwohl in dem tiefen und stark hervorstoßenden Kehltone ihrer Nation.

„Canoe! Wigwam! Pfeife des Friedens!“ wiederholte der junge Mann, der, wie es schien, keine Sylbe von dem Ganzen verstand. „Ja, in einem Canoe bin ich gewesen,“ fuhr er halbfröhlich fort, „und das

mag der Henker holen! Ich will mein ganzes Leben daran denken. Brr!" murmelte er, „das war kein Spaß, wenn man seine acht Tage, oder Gott weiß wie lange, auf der Salzwelle herumtanzt, und an seinen Schuhsohlen Mittagsmahl halten muß. Hole der T—l unsere Schildkrötenjagd und Austernliebhaberei. Will in meinem Leben auf keine mehr gehen. Sag mir nur einmal, liebes Mädchen, wo ich eigentlich bin. Die letzten zwei Tage erinnere ich mich zwischen Sümpfen und Morästen gewesen zu seyn, in denen nichts Eßbareres zu sehen war, als Alligatoren und wilde Gänse, die leider Flügel hatten. Wo ich aber gegenwärtig zu seyn die Ehre habe, weiß ich wahrlich nicht."

Die Indianerin stutzte ein wenig über den fröhlich-humoristischen Wortschwall, der ihm entfahren, und sie schien eine Weile das Gesagte in ihrem Gedächtnisse zu ordnen. Endlich mochte sie damit zu Ende gekommen seyn; ihre Miene jedoch, weit entfernt, im nämlichen Tone zu erwiedern, drückte eher Mißfallen aus.

„Mein Bruder hat nicht auf die Frage seiner Schwester geantwortet. — Hat er bei dem Häuptling der

Salzsee gelebt, und die Pfeife des Friedens mit ihm geraucht?"

„Das habe ich," erwiederte er, der sie nun zu begreifen wähnte. „Ich habe bei dem Häuptling der Salzsee gelebt, wenn Du, was natürlich, darunter unsere Nation verstehst; aber was das Rauchen aus der Pfeife betrifft, das habe ich nicht gethan. Wir rauchen nie aus Pfeifen, das ist nicht Mode bei uns; bloß die Franzosen und Neger thun es. Nasty animals!" *) fügte er hinzu.

„Mein Bruder," versetzte die Indianerin eben so gelassen, „hat eine gekrümmte Zunge, und er will seine Schwester zum Narren machen. Canondah ist die Tochter des Miko," sprach sie mit Würde.

„Canondah, Tochter des Miko;" wiederholte der junge Mann. „Englische Worte, aber wenn ich sogleich mit der Kanonenbraut kopulirt werden sollte, ich weiß wahrlich keine Antwort zu geben."

„Wie ist mein Bruder zum Canoe gekommen, in welchem ihn seine Schwester gefunden hat?"

„Wie kann ein ehrlicher englischer Midshipman,

*) Schmutzige Thiere.

der während seines Austernsuchens von einem französischen Hunde von Seeräuber überfallen und gefangen in seine Räuberhöhle geschleppt wird, zu einem Boote kommen? Ich nahm es während der Nachtzeit, und machte mich aus dem Staube. Wollte Gott, Tom und Bill hätten mitgekonnt; aber der Spitzbube hat uns einzeln eingesperrt."

Der junge Mann, in fröhlicher munterer Laune, schien die rhapsodische Skizze mehr zu seiner eigenen Unterhaltung, als der Aufklärung der Indianerin zu geben.

„Mein Bruder," sprach wieder die Indianerin, die aufmerksam zugehört hatte, „hat also das Canoe dem Häuptling der Salzsee genommen, und ist in der Nachtzeit aus seinem Wigwam gewichen?"

„Das Canoe gehört einem Hunde von Piraten; — den wirst Du doch unter dem Häuptling der Salzsee nicht meinen?" frug der Britte etwas aufmerksamer.

Die Indianerin schüttelte den Kopf und maß ihn mit einem Blicke, der den Humor des jungen Seemannes ein wenig herabstimmte.

„Mein Bruder ist sehr jung," sprach sie, „um auf den Kriegspfad des großen Häuptlings der Salzsee

zu gehen. Er sollte zuvor lernen den Hirsch und das Buffalo jagen und die große Wasserschlange tödten, ehe er in den Krieg zieht; oder die Töchter seines Volkes werden über der Leiche meines gefallenen Bruders weinen."

Sie sprach diese Worte mit einem Ausdrucke, der Mitleiden und Hohn ziemlich deutlich zu verstehen gab, und schien auf eine Antwort zu warten.

„Aber Du wirst doch nicht glauben, daß ein englischer Offizier, oder vielmehr Quasioffizier, damn unsere Offizierschaft, mit einem Piraten Krieg führen wird? — Solche Hunde fängt man und knüpft sie auf."

Die Indianerin maß ihn mit einem verächtlichen Blicke.

„Sieh!" erwiederte sie kalt und verächtlich, „wenn die rothen Männer auf den Kriegspfad gegen ihre Feinde ziehen, so schlagen sie die Krieger und Häuptlinge ihrer Feinde entweder auf dem Schlachtfelde todt, oder sie führen sie gefangen heim, um sie ihren jungen Männern zu zeigen, daß diese eben so brav werden mögen, wie sie. Aber dann bewachen sie dieselben, daß sie nicht entfliehen können. Mein junger

Bruder jedoch ist keiner ihrer Häuptlinge oder Krieger. Seine Hände sind klein wie die eines Mädchens, und haben nie einen Tomahawk gehoben. Der große Häuptling hat ihn gefangen mit andern Knaben und Mädchen seines Volkes, und ihn in sein Wigwam gesandt. Der Häuptling der Salzsee ist groß, und er tödtet Männer, aber er bekümmert sich nicht um Weiber und Kinder. Mein junger Bruder hat eine starke Zunge, aber sein Arm ist schwach."

„Beinahe sollte ich glauben, daß Du von dem Häuptling der Salzsee, wie Du den Seeräuber nennst, mehr weißt, als mir und Dir gut seyn dürfte," erwiederte der junge Mann, der nun gespannt zu werden schien.

„Der Häuptling der Salzsee ist ein großer Krieger, und seine Name ist weit bekannt;" sprach das Mädchen trocken.

„Und wie weit ist es von hier zu seinem Wigwam?" fragte er, den Ausdruck gebrauchend, der von der Indianerin am leichtesten verstanden werden konnte.

„Mein Bruder," erwiederte die Indianerin spöttisch, „ist ja von seinem Wigwam in seinem Canoe angekommen. Wenn die rothen Männer ihre Späher und

Spione aussenden, dann wählen sie solche, die wissen, wie lang der Pfad ist, der zum Feinde führt. Thun es die Weißen anders? Canondah ist ein schwaches Mädchen, aber sie ist die Tochter des Miko." Sie hatte die letzten Worte mit einer Würde und Bestimmtheit ausgesprochen, die zugleich zu sagen schienen, daß seine bisherige Vertraulichkeit nicht am rechten Orte angewandt sey.

„Aber Du wirst doch nicht glauben, daß ich ein Spion bin, der ausgegangen, um den Freibeuter auszuspähen?"

„Mein weißer Bruder spricht mit der Zunge unserer Feinde, oder spricht er mit einer doppelten Zunge?"

„Wirklich," sprach der Jüngling, „ich weiß nicht, träume oder wache ich mit Dir, liebes Mädchen. Vielleicht bist Du es, der ich mein Leben schulde. Wenn dem so, dann nimm meinen aufrichtigen innigen Dank. Ich bitte um Vergebung, wenn meine Ausdrücke, die Du mißzuverstehen scheinst, Dich beleidigen. Sage mir nur, wo ich bin. Ich erinnere mich dunkel eines kupferfarbigen artigen Mädchens, die zu meinem Beistande kam, als ich so eben vom Alligator gepackt

wurde, auf den ich, ihn für einen Baumstamm ansehend, meinen Fuß setzte; und dann schwimmt vor meiner trüben Phantasie eine liebliche Göttergestalt, mehr Kind als Mädchen, die gleich einem Engel nur im Traume mir erschien. Wo ist das Mädchen? Sie ist eine Weiße, sie wird mich, ich sie eher verstehen. Aber die Wahrheit zu sagen — obwohl ich die Verhältnisse nicht kenne, in denen Du zum Seeräuber stehen magst — ich habe Ursache, gegen ihn aufgebracht zu seyn. Wir waren von unserer Station in Jamaica abgegangen, um die Mündungen des Mississippi zu sondiren. Ich mit einigen meiner Kameraden hatten von unserem alten Brummbär, ich meine unsern Capitain, Erlaubniß erhalten, nach Schildkröten und Austern zu jagen. Wir hatten uns ziemlich weit von der Fregatte entfernt, und waren in eine tiefe Bucht eingelaufen, wo wir treffliche Austerbänke fanden. Als wir am besten mit unseren Rechen beschäftigt waren, sahen wir plötzlich eine bewaffnete Yacht vor uns. Was zu thun? Unsere Kutlasse und Pistolen hatten wir natürlich zurückgelassen, und so mußten wir uns sammt und sonders ergeben, wurden dann fortgeschifft, und gelangten in der Nacht in eine Art

Blockhaus, wo wir dann abgesondert und eingesperrt wurden, und woher ich nun stehenden Fußes komme.“

Die Indianerin hatte natürlich von der Erklärung des jungen Britten nur die Hälfte begriffen, und sie schüttelte noch immer den Kopf.

„Mein Bruder spricht mit einer sehr gekrümmten Zunge. Will er sagen, daß er und die Seinigen nicht auf dem Kriegspfad gegen den Häuptling der Salzsee gewesen? Der Häuptling stiehlt nicht junge Männer. Warum sollte er ihn gefangen haben?“

„Wahrscheinlich weil er befürchtete, und zwar mit Recht, daß, wenn wir seinen Schlupfwinkel ausfindig machen, wir ihm auch das Nest zusammenschießen, und ihn auf den Trümmern aufhängen.“

„Hab ich nicht gesagt, daß mein weißer Bruder mit einer Doppelzunge spricht;“ fuhr die Indianerin heraus. „Meines Bruders Volk ist auf dem Kriegspfad mit dem Häuptlinge begriffen, und er hat ihn mit den Seinigen in den Hinterhalt gelockt. Ist es nicht so?“

„Mein liebes Mädchen,“ erwiederte der Britte, der müde zu werden schien, sich nicht verstanden zu sehen.

„Wir sind nicht mit den Piraten im Kriege, obwohl wir ihn, wenn er in unsere Hände geräth, als solchen aufknüpfen, und das zwar in Ketten; aber wir haben diese Ehre des Krieges unserem widerspenstigen Bruder Jonathan angethan, den Yankees. Mit diesem sind wir im Kriege, das heißt nicht eben im Kriege, aber wir haben einige Schiffe und Truppenkorps abgesandt, sie zu züchtigen."

„Meines Bruders Volk ist nicht auf dem Kriegspfade gegen den Häuptling der Salzsee begriffen, und doch würde ihn sein Volk beim Halse aufhängen. Meines Bruders Volk verdient wie die Hunde todtgeschlagen zu werden."

Des Britten Miene zuckte unwillkührlich.

„Mein Bruder sprach von den Yankee's;" fuhr das Mädchen fort. „Hat er nicht gesagt, daß sein Volk, mit ihnen im Kriege begriffen, sie züchtigen will? Mein Bruder ist doch ein Yankee, seine Zunge ist die eines Yankee?"

„Ich habe die Ehre ein Engländer zu seyn," erwiederte der junge Mann mit jenem selbstgefälligen Cockneyschmunzeln, das seine Lippen wie die Schnauze eines gewissen Thieres streckte und zusammenzog, und

ihm jenen albernen Ausdruck gab, den wir so oft an unsern Verwandten zu belächeln Gelegenheit gefunden haben, wenn ihre Eigenliebe sich auf recht comfortable Weise gekitzelt fühlt.

„Ein Engländer,“ wiederholte das Mädchen sinnend. „Der Häuptling unserer Schule hat uns vieles von einem Volke gesagt, daß auf einer Insel weit gegen die aufgehende Sonne wohnt. Sie haben einen Häuptling, der ein alter unschuldiger Mann ist;“ bei diesen Worten deutete sie auf die Stirne. „Die Köpfe der Männer sind voll Nebel, und sie sind vielfräßig und hungrig immer. Sie haben ehemals Häuptlinge in das Land der Yankees gesandt, bis diese sie vertrieben haben. Gehört mein Bruder zu diesem Volke?“

Der Britte, der hier einen Katechismus hörte, wie ihn häufig westliche Schulmeister ihren Zöglingen auf eine seinen Landsleuten eben nicht sehr schmeichelhafte Weise einprägen, antwortete mit einem verlegenen Gesichte: „Ich bin allerdings aus einer Insel, und unser Häuptling, wie Du unsern König taufst, hat wirklich so eine Art Spleen gehabt, und unser Oberhaus für Peacocks angesehen; aber ich habe

nicht die Ehre," fuhr er lachend fort, „meine Landsleute in der Beschreibung zu erkennen."

„Meines Bruders Zunge hat sich wieder gekrümmt," fuhr das Mädchen spöttisch fort. „Gehört er zu dem Volk, das viele Schiffe hat, und gegen welches der große weiße Vater den Tomahawk erhoben?"

„Ich denke, ich gehöre ihm an," erwiederte der junge Mann ein wenig verdrießlich.

„Und sein Volk," sprach sie mit einem mitleidsvollen Lächeln, „will die Yengheese züchtigen?"

„Ja, das wollen wir;" fuhr der Britte muthig heraus.

„Arme Narren!" erwiederte die Indianerin. „Meines Bruders Volk wird sich derbe Schläge holen. Haben die Yengheese ihm sein Land weggenommen?" fragte sie weiter.

„Der Teufel sollte sie holen, wenn sie sich so etwas in den Sinn kommen lassen wollten. Sie haben sich aber angemaßt, uns die Herrschaft der Salzsee, um indianisch zu sprechen, streitig machen zu wollen, und im Grunde auch das nicht; die Wichte haben sich nur geweigert, ihre elenden Schiffe von uns visitiren zu lassen, wozu sich doch alle Uebrigen, Franzosen und Russen,

verstehen müssen. Dann wollen sie uns auch wehren, ihre Seeleute allenfalls der Ehre des brittischen Ninetails zu würdigen."

Der Britte hatte in guter, gedrängt seemännischer Sprache, und ziemlich genau, wie wir so eben gesehen haben, die Ursachen des zweiten Krieges der Vereinigten Staaten mit England angegeben. Das Recht oder vielmehr die Anmaßung der Britten, amerikanische Schiffe zu visitiren, und die größere Anmaßung, solche Seeleute, die ihnen annehmlich schienen, von den amerikanischen Schiffen zu nehmen, hatte wirklich die amerikanische Nation veranlaßt, den Fehdehandschuh dem übermüthigen England hinzuwerfen. Wie der Kampf geführt worden, gehört natürlich nicht hieher; so viel glauben wir aber versichern zu dürfen, daß unser Verwandter sich weislich hüten wird, seine Anmaßung je wieder geltend zu machen.

Die Indianerin hatte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit dem jungen Britten zugehört, und obgleich sie vermuthlich das Ganze seiner Rede nicht begriff, so ließ sie ihr durchdringender Verstand ziemlich den Sinn errathen.

„Weil also die Yengheese mit ihren großen Canoes

auf der Salzsee fahren wollten, hat das Volk meines Bruders den Tomahawk gegen sie gehoben?" fragte sie.

„Ja, so etwas dergleichen!" war die Antwort.

„Und werden sie den Tomahawk auf der Salzsee, in den Wäldern oder in ihren Wigwams erheben?"

„Das ist eben die Frage. Wir waren abgesandt, die Mündungen des Mississippi zu sondiren, das heißt, ihre Tiefe zu untersuchen, ob sie nämlich größere Schiffe zulassen. Das Resultat war ziemlich genügend. Nur ist eine verwünschte Sandbank, die, gerade vor der Mündung hingepflanzt, uns den Eingang verwehren wird. Wäre das nicht, so gingen wir gerade nach New-Orleans hinauf, und schössen ihnen das Nest, wie ihr Washington, über den Köpfen zusammen; das heißt, wenn sie sich nicht gutwillig ergäben."

„Meines Bruders Volk wird also seine großen Canoes verlassen, um die Tomahawks im Lande der Yengheese zu erheben und es einzunehmen?"

„Ja," versicherte der Britte.

„Und mein Bruder, während er mit seinem Volke den großen Fluß hinauf ging, ist vom Häuptling der Salzsee gefangen genommen worden?"

„Wenn Du mit dieser ehrenvollen Benennung den Piraten bezeichnest, Ja.“

„Und was möchte nun mein Bruder weiter thun?“

„So bald als möglich wieder zu den Meinigen zurückkehren; sonst sind sie im Stande und streichen mich aus der Midshipsmansliste, und ich bin nahe am Avancement. Ich kann nicht weit vom Mississippi seyn. Unsre Armee muß um diese Zeit gelandet seyn.“

„Und wenn mein Bruder den Yengheese in die Hände fällt?“

„Ich werde mich hüten.“

„Die Yengheese haben alles Land inne, das zwischen dem großen Strome und der zweiten großen Salzsee liegt. Ihre Augen sind die des Adlers. Mein Bruder kann nicht durch ihre Niederlassungen. Seine Fußstapfen werden ihn verrathen. Sie werden meinen Bruder ergreifen und ihn tödten.“

„Einen Mann ohne Waffen? Sie sind nicht zu gut dazu, aber doch traue ich ihnen diese Schlechtigkeit nicht zu; es ist brittisches Blut in ihnen.“

„Sie werden meinen Bruder als Späher fangen und ihn beim Halse an einen Baum hängen.“

Die letzten Worte schienen auf den jungen Mann

einigen Eindruck zu machen. Nach einer kurzen Pause erwiederte er: „Sie können, dürfen nicht. Auf alle Fälle muß ich es versuchen."

„Mein Bruder," brach die Indianerin plötzlich aus, „hat seine Zunge viel gekrümmt, um der Tochter des Miko große Lügen aufzubinden. Glaubt mein Bruder, die Tochter des Miko sey eine Närrin? Er sagt, sein Volk ist nicht mit dem Häuptling der Salzsee auf dem Kriegspfade, und doch würde es ihn an den Baum beim Halse aufhängen. Und wieder sagt er, sein Volk ist mit den Yankees im Kriege und er will durch ihr Land und ihre Wigwams. — Mein Bruder," sprach sie im bestimmten, beinahe drohenden Tone, „hat sich in das Wigwam des Häuptlings der Salzsee gestohlen und ist von da in das des Miko gekommen, um den Pfad seinem Volke, den Yankees, zu zeigen. Mein Bruder ist ein Späher der Yengheese." — Sie begleitete ihre letzten Worte mit einem Blicke, der dem jungen Manne eben nicht sehr schmeichelhaft war, und stand im Begriffe, das Stübchen zu verlassen.

Der Britte hatte ihr mit einer Spannung zugehört, die seinen jugendlichen, seemännisch launigen Zügen

einen Ausdruck von Bitterkeit gab. Bei den letzten Worten schien er besonders beleidigt zu seyn, und bittrer Hohn spielte um seinen Mund. Er versuchte zu antworten, stockte aber und brachte blos ein „Aber ich muß Dir sagen —" heraus.

Die Indianerin machte ihm trocken ein Zeichen zu schweigen.

„Mein Bruder ist noch krank und wund. Er hat bereits zu viel gesprochen. Er muß essen, um gesund zu werden. Der Miko ist groß und weise; er wird sehen."

Mit diesen Worten trat sie aus der Thüre, vor der sie Rosa fand. Beide Mädchen wandelten Arm in Arm durch die Hecken und Pflanzungen ihrem Häuschen zu, ohne ein Wort zu sprechen. Die Indianerin war augenscheinlich in tiefes Nachdenken versunken. Plötzlich stand sie stille.

„Mein junger Bruder ist sehr jung, und seine Zunge faselt wie die eines albernen Mädchens; aber unter dieser Narrheit ist die Schlange verborgen." Sie sah, während sie sprach, Rosen an, als ob sie von ihr Bestätigung des Gesagten erwartete. Diese schwieg.

„Seine Augen,“ fuhr die Indianerin fort, „sind die der Taube, aber seine Zunge ist die der Rasselschlange.“

Dasselbe Stillschweigen.

„Haben die Ohren der weißen Rosa die vielen Lügen aufgefangen, die ihr weißer Bruder gesagt hat?“

„Sie hat die Worte ihres weißen Bruders gehört,“ erwiederte Diese; „aber sie hat nicht in sein Herz geblickt. Wie kann meine Canondah sagen, daß unser weißer Bruder Lügen gesagt hat?“

„Die weiße Rosa ist gut, sehr gut, Canondah liebt sie mehr als ihr Leben, und sie ist ihres Vaters Freude; aber sie sieht nicht mit den Augen Canondahs, noch des Mikos.“

Ein tiefer Seufzer entquoll dem Busen Rosas. „Sie ist unglücklich, wie ihr weißer Bruder;“ lispelte sie vor sich hin.

„Rosa ist die Taube, mein weißer Bruder ist die Schlange. Er ist ein Späher;“ sprach die Indianerin mit Unwillen.

Rosa schüttelte ihr Köpfchen. „Wer hat Canondah dieß gesagt?“

„Rosas Augen,“ erwiederte die Indianerin, „haben

nur auf die weiße Haut und die zarten Hände meines Bruders gesehen, aber die Tochter des Miko hat seine Lügen gehört. Ist er nicht im Canoe des Häuptlings der Salzsee heraufgekommen? Hat seine Zunge nicht gesagt, daß er in seinem Wigwam gewesen, ohne die Pfeife des Friedens mit ihm geraucht zu haben? Ist nicht sein Volk auf dem Kriegspfade gegen den Häuptling? Sagte er nicht selbst, daß es den Häuptling an einen Baum hängen wollte, wenn es ihn hätte? und doch sagt die weiße Schlange, daß es nicht den Tomahawk aufgehoben. Wie kann er anders in das Wigwam des Häuptlings gelangt seyn, denn als ein Späher? Und spricht er nicht mit der Zunge eines Yankee, und doch sagt dieselbe Doppelzunge, daß sein Volk auf dem Kriegspfade gegen die Yengheese begriffen? Und mit der nämlichen Zunge widerspricht er, und sagt, daß die Yankees ihn nicht tödten würden, und deßhalb," schloß sie höhnisch, "will er durch ihre Wigwams. Glaubt er, Canondah sey eine Thörin?"

Die Erzählung des Britten hatte allerdings etwas an sich, das dem ungekünstelten, mit den Grundsätzen des Völkerrechts gänzlich unbekannten Naturkinde ziemlich unwahrscheinlich vorkommen mußte. Sie,

wie es sich von selbst versteht, dachte sich die Verhältnisse großer Nationen im winzigen Maßstabe ihres eigenen Völkchens, oder höchstens des Stammes der Creeks, und schloß eben so natürlich den Häuptling der Salzsee oder, besser zu sagen, den Seeräuber in diese Parallele mit ein. So mußte sie nothwendig die Sprache des jungen Mannes sonderbar finden, der in seiner seemännischen Offenheit ganz unumwunden zu verstehen gab, daß der Pirate aufgeknüpft werden würde, während er zur selben Zeit die Zumuthung, daß seine Nation im Kriege mit ihm stehe, mit Verachtung von sich wies. Eben so wenig war seine Erklärung in Bezug auf die Amerikaner für die Indianerin befriedigend. Daß seine Nation im Kriege gegen die Yengheese begriffen sey, war an sich schon der gegen Weiße mißtrauischen Tochter des Mikos auffallend, die bemerkte, daß er die nämliche Sprache mit diesen rede; aber daß er ungeachtet des obwaltenden Krieges noch eine Art Großmuth von seinen Feinden erwarte, und, von ihnen aufgefangen, nicht getödtet zu werden fürchte, ging so weit über die Begriffe der indianischen Kriegsgesetze, daß ihn dieß allein

in ihren Augen zum Betrüger nothwendig stempeln mußte.

Auf der andern Seite mochte unser Britte nicht weniger an der Indianerin irre geworden seyn.

Wer war diese junge Wilde, die sich herausnahm, ihn wie einen aufgefangenen Spion auszufragen, und zwar auf eine Weise, die ihn unwillkührlich gezwungen hatte, ihren Fragen Rede zu stehen? Woher dieser Herrscherton, der, bei aller Einfalt, Würde und Selbstbewußtseyn aussprach? Was hatte sie nach dem Seeräuber zu fragen? Gehörte sie zu seiner Bande? Ihr Wesen widersprach einem so herabwürdigenden Gedanken. „Pshaw! Mädchenneugier!“ rief er sich zu, „die da gerne etwas zu plappern haben möchte.“ Und mit diesem Troste entließ er für dießmal seine weitern Gedanken über die sonderbare Besucherin.

Siebentes Kapitel.

> Ich bin so voller Geschäfte, daß ich Dir nicht gleich eine scharfsinnige Antwort geben kann. Wenn ich wieder komme, will ich ein vollkommener Hofmann seyn.
>
> Shakespeare.

So waren wieder zwei Tage verflossen. Der junge Mann fühlte seine Gesundheit allmählig hergestellt, des Balsams wunderbare Kraft hatte sich nun vollkommen bewährt, und er konnte bereits ohne Schmerz umherwandeln. Immer war ihm dieß jedoch von der Indianerin strenge untersagt worden. Er hatte sich einige Mal ins Dörfchen hinaus gewagt; aber die Squaws waren ihm stets mit so unzweideutigen Beweisen feindlicher Gesinnung entgegen gekommen, daß er immer umzukehren genöthigt gewesen. Die Indianerin hatte ihm seine Mahle regelmäßig jeden Morgen und Abend gebracht, hätte jedoch kein Wort weiter gesprochen, und ein ruhig forschender Blick, während sie seinen Puls untersuchte, war alles gewesen, was einigermaßen nähere Theilnahme beurkundete.

Es war in der Nacht des zehnten Tages seit seiner Anwesenheit. Er hatte sich bereits auf sein Lager hingestreckt und so eben zu schlummern angefangen, als plötzlich der Widerschein heller Flammen durch die Oeffnungen der Buffaloehaut drang. Er sprang mit dem Ausrufe auf: „Das Dorf ist in Feuer!“ stürzte zur Thüre hinaus, durch die Hecken und Gebüsche der Flamme zu. Der Widerschein der Fackeln fiel auf eine ziemlich große, dem Anscheine nach niedliche Hütte. Es war die Wohnung des Miko. So eben trat eine weibliche Gestalt aus der Thüre, und blieb vor derselben stehen. Sie horchte eine Weile und schien sich dann der Gegend zuwenden zu wollen, wo er sich im Gebüsche verborgen hatte. Langsam wandte sie sich jedoch der Ecke zu, von der sie eine Aussicht auf den von mehreren Hundert Pechfackeln erglänzenden Wasserspiegel des Flusses hatte. Er hatte nun Gelegenheit, sie ins Auge zu fassen. Langsam und leise, Schritt für Schritt, als fürchtete er, die liebliche Erscheinung möchte zur Luftgestalt werden, näherte er sich ihr. Bloß eine Acacia Mimosa trennte ihn noch von ihr. Es war Rosa. Eine Weile stand er in Anschauung versunken und dann trat er näher.

Der leise Fußtritt war von ihr gehört worden, sie wandte sich und schwebte auf ihn zu. „Fürchte Dich nicht, Fremdling,“ sprach sie in wohlklingendem Englisch, „unsere Weiber und Mädchen führen den Nachttanz auf.“

„Miß! ich bitte tausendmal um Vergebung wegen meiner Zudringlichkeit. — Sie werden vergeben, aber wirklich alles, was mir begegnet ist, ist so wunderbar.“

Das Mädchen sah ihn mit ihren klaren Augen forschend an. Ihr ängstlich werdender Blick schien beinahe fragen zu wollen, ob es auch in seinem Gehirn richtig sey, so befremdete sie die sonderbare ächt englische Anrede. Sie faßte seine Hand. „Vergeben meinem Bruder? Was soll ich Dir vergeben, Du hast mir nie etwas zu Leide gethan?“

„So täuscht mich denn meine Phantasie nicht, und was ich Traum wähnte, hat sich verwirklicht?“ erwiederte er.

Sie sah ihn betroffen an. „Hat mein Bruder einen Traum gehabt?“

Hatte des Mädchens ideale Schönheit und ihre leichte Feengestalt den jungen Mann in Verlegenheit

gesetzt, die ihm in der Verwirrung die eben erwähnte Londoner Formel auf die Zunge brachte; so war ihre Antwort und nächste Frage eben nicht geeignet, diese Verwirrung zu mindern. Die melancholischen Töne eines Instrumentes, die sich nun hören ließen, brachen unterdessen die Unterhaltung ab. Er hörte befremdet den seltsamen, tiefen grausen Tönen zu.

„Die Nacht ist kühle und feucht. Die Dünste ziehen mehr und mehr vom Flusse über das Wigwam. Mein Bruder darf nicht im Freien bleiben, sonst kommt das Fieber wieder; aber er kann,“ fügte sie nach einer Pause hinzu, „die Mädchen in unserer Stube tanzen sehen.“

Mit diesen Worten reichte sie ihm ihre Hand, führte ihn in die Hütte, und durch den Vorhang in ihr Stübchen, das ein kleines Fenster, welches auf das Ufer des Flusses sah, vollkommen erhellte. Es erfolgte nun eine Scene, die Salvator Rosas Pinsel eines der ergreifendsten Nachtstücke geliefert haben würde. — Rings um die Bucht herum, wo acht Tage zuvor das Birkencanoe gebaut worden, war eine Schaar von nahe an zweihundert Mädchen, Weibern und jungen Wilden in einem weiten Ringe versam=

melt. Jeder und Jede hielten in der einen Hand eine lange brennende Pechfackel, in der andern eine Schelle. Vier erwachsene Jungfrauen hatten ihren Platz unmittelbar auf dem erwähnten Uferkamme, und spielten auf indianischen Trommeln und Flöten.

Das erste dieser Instrumente glich einem mit Klappern versehenen Tambourin. Die jungen Wilden hielten dieses Instrument hoch empor, und schlugen mit kurzen dicken Stäben darauf. Das zweite war eine Flöte mit drei Löchern, die einen ungemein tiefen melancholischen Ton von sich gab.

Die Musik war anfangs schwach und gedämpft; obgleich kunstlos und ungeordnet, so waren jedoch die Töne der Flöte nicht ohne Melodie und den Tönen eines Schweizer-Alphorns zu vergleichen. Allmählig wurden sie in dem Maße stärker, als die Bewegungen der jüngern Squaws und Mädchen das Erwachen der Tanzleidenschaft verkündigten. Als nun die Tambourins einfielen, gab das Ganze eine zwar wilde regellose, aber nicht unangenehme Musik. Es erhob sich jetzt eines der Mädchen, das mit den lieblichsten Geberden sich in den Kreis wand und drehte, während auf dem gegenüberstehenden Bogen ein anderes ihr

entgegen kam. Beide hatten Tambourins. Anfangs wirbelten sie im Kreise herum, sich zu den Mädchen herabbückend, und dann mit schlangenartiger Gewandtheit sich kreisend und wendend, tanzten sie in die Mitte, wandten sich einige Male im Kreise, und fingen dann den eigentlichen Tanz an. Ihre Füße schienen sich nicht zu bewegen, während sie pfeilschnell nach den Schlägen des Tambourins im Kreise herumflogen, und ihre Fersen hebend sich immer und immer und immer fortbewegten, mit ihren Tambourins die graziösesten Pantomimen ausdrückend. Nichts konnte der Zartheit und dem Anmuthe dieser Tänzerinnen verglichen werden, die die natürlichen Leidenschaften der Wilden in so veredelter und reizender Mimik darzustellen wußten. Nachdem sie vielleicht zehn Minuten getanzt hatten, nahmen sie wieder ihren Sitz.

Zwei andere Mädchen folgten, und führten denselben Tanz aus, doch war ihr Geberdenspiel bei weitem nicht so sprechend, einfach und graziös, wie das der ersten. Als sie geendet hatten, trat ein Knabe mit einer Federkrone auf seinem Haupte ein. Sein Gesicht war mit den gewöhnlichen Kriegerfarben bemalt; den Schreck, den sie einzuflößen bestimmt

waren, suchte er noch durch die wildesten Verzerrungen, deren seine jugendlichen Züge fähig waren, zu steigern.

Ein Zweiter, auf dieselbe wild phantastische Weise herausgeputzt, folgte ihm, und nun fingen Beide den Kriegertanz an. Zu verschiedenen Malen warfen sie sich der ganzen Länge nach auf die Erde hin, daß man hätte glauben sollen, jeder ihrer Knochen sey aus dem Gelenke gerissen; dann krochen sie mit unglaublicher Schnelle herum, krümmten ihre Schenkel, sprangen auf und fielen mit wüthenden Geberden auf einander. Plötzlich wandten sie sich dem Halbkreise zu, wo ihre Gespielen saßen, rissen den beiden Trommelschlägern ihre Trommeln aus den Händen, und waren kaum in die Mitte des Kreises zurückgesprungen, als dieser sich in zwei Hälften theilte, von denen die eine gegen die andere zu traben anfing. Squaw gegen Squaw, Mädchen gegen Mädchen, trabten einige Male vorwärts, dann rückwärts, schwenkten dann zuletzt ihre Fackeln, schüttelten ihre Schellen, und rannten und trabten schneller und schneller, bis das Ganze zuletzt ein Knäuel der wildesten Verwirrung wurde.

Der grelle Widerschein von mehreren hundert Fakkeln, unter dem Nebelsaume des Flusses hinabflackernd, gab diesem das Ansehen eines glühenden Höllenflusses; die alten Squaws, die mit aufgelösten Haaren und welken knochigen Gesichtern in ungeschlachten Kreuz- und Quersprüngen sich umhertrieben und mit ihren Feuerbränden mehr Kobolden als menschlichen Wesen glichen; das durchdringend gellende Geheul, das die Luft zittern machte, und wieder plötzlich inne hielt, um die melancholischen Töne der Flöte und die dumpfen Schläge der Trommel hervorbrechen zu lassen, gaben dem Ganzen mehr den Charakter eines Hexentanzes, als den weiblicher Wesen. Plötzlich wurde noch ein wüthender Schrei, wie aus tausend Kehlen, gehört; die Fackeln versammelten sich in einen Klumpen, verloschen, und tiefe Finsterniß herrschte.

Wäre unser Britte mit einer mäßigen Dosis Aberglauben versehen gewesen, so hätte er sich leicht an den Ort versetzt glauben können, den berechnende Verschmitztheit, gläubigen Seelen zum Troste und Schrekken der so eben beschriebenen Scene nicht ganz unähnlich ausgemalt hat. Und nach dem langen schweigsamen

Dahinstarren zu schließen, in welches ihn dieser Auftritt versetzt hatte, schien es wirklich zweifelhaft, ob er nicht etwas Diabolisches im Hintergrunde sehe. Die plötzlich eintretende Finsterniß mochte nicht wenig dazu beitragen, die Sinne des jungen Menschen zu verwirren.

„Das sind ja verdammte — Bitte um Vergebung, Miß — das sind wirklich furchtbare Gestalten;“ rief er aus. „Wo sind wir nur, um's Himmelswillen?“

„Im Wigwam des Miko;“ versetzte das Mädchen.

„Miko? Miko? Was ist dieser Miko?“

„Der Häuptling der Oconees;“ lispelte sie mit bebender Stimme.

„Der Miko ist ferne,“ sprach eine Stimme hinter ihnen, die die Gegenwart der Indianerin verrieth, „aber wird sein Geruch nicht die Spur des Fremdlings wittern? Meine Schwester sollte nie vergessen, daß sie zugleich die Tochter des Miko und sein Gast ist.“

„Um Gotteswillen!“ rief Diese, „mein Bruder muß gehen, er darf nicht länger in der Hütte des Miko verweilen. Wenn der Miko — “

„Nur ein Wort, dieser Miko?“

„Mein Bruder,“ sprach das Mädchen dringender,

„muß wirklich gehen. Meine rothen Schwestern sind sehr mißtrauisch, und ihre Augen würden sich verfinstern, wenn sie ihn mit Rosa in dem Wigwam fänden.“

„Wohl! Wohl! Ja, ja gewiß;“ erwiederte der junge Mann, ihre Hand plötzlich fahren lassend. „Gute Nacht, Gott segne Dich, Du lieblichstes aller Wesen!“

„Gute Nacht, mein Bruder!“ lispelte sie ihm nach.

Er fing den Ton ihrer Stimme auf, als er durch den Vorhang eilte. Er rannte durch die äußere Stube, durch die Thüre, und beinahe über die Indianerin. Himmel und Erde tanzten vor seinen Augen. Er suchte seine Hütte, sie war unsichtbar. Der silberartige Flor hatte sich über den ganzen Uferkamm hingelagert. Kein Dach, kein Haus, kein Licht war zu ersehen. Alles war in tiefe Nacht begraben. Die Dünste, die kalt und feucht von dem Strome herüber kamen, fingen an seine Hitze zu kühlen, eine Fieberkälte begann seinen Rücken herabzurieseln.

„Mein Bruder,“ sprach eine sanft melodische Stimme, während eine Hand die seinige ergriff, „ist zu viel gerannt. Will er nicht in seine Hütte zurückkehren?“

Er blickte auf, und sah die Indianerin vor sich.

„Meine Schwester scheint mich sehr im Auge zu behalten;“ erwiederte er nicht ohne Mißmuth.

Sie blickte ihn an, ohne den Sinn seiner Worte zu begreifen.

„Meine Schritte zu bewachen,“ fuhr er in demselben Tone fort.

„Unsere jungen Männer sind mit dem Miko auf der Jagd, Canondah ist die Tochter des großen Häuptlings;“ sprach sie ernsthaft.

„Du bist also die Tochter des Indianerhäuptlings;“ fragte er mit etwas mehr Interesse.

Sie nickte und sprach: „Canondah hat es bereits ihrem Bruder gesagt; die Nacht ist kühle, mein Bruder muß in das Wigwam, oder mit der frischen Sonne wird er das Fieber haben.“ Mit diesen Worten deutete sie vorwärts, und schlüpfte voran.

„Hier,“ sprach sie auf die Hütte deutend, „wird mein Bruder Rast und Ruhe finden; und die Buffalohaut aufhebend, ließ sie ihn hindurch, und entfernte sich eilends.

„Sie ist die Tochter des Miko, des großen Häuptlings der Oconees;“ rief der Britte, den die kühle

Nachtluft und die drohende Gestalt der Indianerin plötzlich aus seiner Phantasmagorie zurückgebracht hatte. „Fürwahr! würde nicht geglaubt haben, daß unsere Schildkröten= und Austernexcursion uns die Ehre so hoher Bekanntschaften zuwege bringen würde," fuhr er lachend fort. „Wenn nur der Tom da wäre. Was würde der zu dem herrlichen Engel sagen? Wohl, wohl, Hodges, da könntest Du so eine Art Roman spielen, und wenn es gut geht, von der Liste weggestrichen werden, oder wenigstens für vierzehn Tage alle Sterne am Himmel abzählen. Ich möchte nur wissen, was unser alter Brummbär sagen wird?"

Glücklicher Junge! in dessen ächt seemännischem Gehirne sich der Capitain und die künftige Buße mit der lieblichen Rosa und der drohenden Indianerin so traulich paaren konnten. Welches Loos Dir immer zufallen möge, wir werden Dich mit Vergnügen auf Deiner humoristisch abenteuerlichen Irrfahrt begleiten.

Der Morgen, der auf die etwas unruhige Nacht folgte, war schön und helle. Die Strahlen der Dezembersonne gossen über Dorf und Flur eine milde Wärme, die Fluß= und Hüttenbewohner neu belebte.

Tausend wilde Enten, Gänse und Schwäne trieben ihr Wesen auf dem prachtvollen Strome, während Spottvögel, Paroquets und Bluebirds ihre harmonischen Töne aus den Gebüschen hören ließen. Herüber von dem Waldende hörte man den Gesang einer Schaar Mädchen, die um eine kleine Heerde gezähmter Buffaloküfe beschäftigt waren; und etwas näher dem Strome zu war ein großes Feuer zu sehen, um das ein großer Haufe von Jungen und Mädchen sich herumtrieben. Sie verbrannten jauchzend eine lange, dicke, mit Stroh ausgefüllte Figur, deren weißes Gesicht einen Yankee vorstellen sollte, und in dessen Wamse zahllose Pfeile steckten.

Aus der Hütte, in der unser Midshipman der indianischen Gastfreundschaft genoß, kam Canondah, ein Körbchen am Arme. Sie hatte sich bereits der Wohnung ihres Vaters genähert und schien eilig zu seyn, als die Buffalohaut der Hütte sich öffnete und der junge Mann ihr nachgelaufen kam. Sein schneller, fester Schritt bezeugte, daß er sich beinahe gänzlich erholt habe. Das Aeußere des jungen Mannes verrieth jenes humoristisch waghalsige und derbe Wesen, das einen jungen Seekadeten so wohl kleidet, in dem

der jocose Geist des Matrosen mit dem ernsten, herrischen Wesen des Offiziers und den halb geschliffenen Manieren des Landjunkers noch immer um die Oberhand streiten. Die bleiche Jammergestalt war zum kräftigen, rothbäckigen Sprossen John Bulls geworden, in dessen muntern blauen Augen sich ein gewisses behagliches Gefühl, mit viel gesundem Menschenverstand, abspiegelten, während der um sein Kinn aufgesprossene ziemlich lange Flaum und die Adlernase dem noch immer wettergebräunten Gesichte einen Ausdruck von Kraft und Männlichkeit gaben. Mit diesem anziehenden Aeußern jedoch stach seine Garderobe nur zu sehr ab, die, die Wahrheit zu sagen, nichts weniger als einladend war. Zu geschweigen des Halskragens, der seit mehreren Wochen der Seife entbehrt haben mochte, war seine Jacke stellenweise durchlöchert, und ein Stück Cottontuches verbarg nur kümmerlich den Schaden, den die Zähne des Alligators in seinen Inexpressibles angerichtet hatten.

Die Indianerin hatte kaum die Fußtritte des Nahenden gehört, als sie sich umwandte und ihm freundlich entgegen ging. In ihrer Miene lag nichts von jener

kalten Härte, die früher an ihr sichtbar gewesen; im Gegentheil, sie war heiter und fröhlich.

„Mein Bruder'" rief sie ihm von weitem lachend zu, „hat den Schlaf eines Bären, den weder die Wasservögel, noch die schreienden Squaws aufwecken können. Die Sonne ist bereits hoch, und doch hat er seine Schwester nicht gehört."

„Ja doch," versicherte er, „und der beste Beweis davon ist, daß ich mich sogleich aufmachte, um den Besuch zu erwiedern."

Das Compliment schien von dem Mädchen wieder nicht verstanden zu werden und sie drohte ihm lächelnd mit dem Finger. „Mein Bruder spricht wieder mit einer Doppelzunge."

„Ich bin gekommen, meiner freundlichen guten Schwester meinen Morgengruß anzubieten," erwiederte er, sich die Lippen beißend, „aber was die Doppelzunge betrifft, so muß ich zu meinem Leidwesen gestehen, daß ich nur die schlichte, ehrliche Zunge von meinem Alt-England spreche. Mein weniges Französisch habe ich seit meinem achtzehnmonatlichen Schiffsleben so ziemlich wieder vergessen."

Die unbekümmert behagliche Weise, mit der er

diese Worte sprach, und das ganze Wesen des vollen, blühenden Jünglings, in dem kein Arges zu seyn schien, brachte sichtlich einen günstigen Eindruck auf die Indianerin hervor. Ihre Augen hingen mit Wohlgefallen an ihm; sie sann einige Augenblicke nach, ergriff plötzlich seine Hand und auf seine Hütte deutend, sprach sie: „Mein Bruder wird da seine Schwester erwarten.“

Sie flog dann zur Thüre ihres Häuschens, stellte das Körbchen nieder und eilte zur zweiten größern Hütte, aus der sie nach einer Weile mit einem ziemlich großen Bündel kam. Mit diesem flog sie der Hütte des Britten zu.

„Meines Bruders Gürtel und Hemde sind sehr schmutzig und zerrissen;“ sprach sie. „Hier wird er finden, was ihn besser kleiden wird.“

„Was ist das, liebe Schwester?“ versetzte er, der sich allmählig an ihre Phraseologie gewöhnte.

„Meines Bruders Schwester wird wieder kommen, wenn er dieses mit seinen unsaubern, häßlichen Kleidern vertauscht hat;“ sprach sie, durch die Thüre schlüpfend.

Neugierig untersuchte er nun das Päckchen. Es

war ein vollkommener Anzug mit frischer Wäsche. Ein Ueberrock von blauem Tuche, ganz im Schnitte brittischer Seeoffiziere, Pantalons, Weste und Stiefeln. Das sonderbare Geschenk war nicht geeignet, die Zweifel zu beschwichtigen, oder ihn über seine Lage aufzuklären. Woher hatte die Indianerin diese Kleidung? Der Seeräuber fiel ihm von Neuem ein. Durfte er, ein brittischer Offizier, von dieser Kleidung Gebrauch machen? Sein Auge fiel auf seine abgetragene Garderobe, die, nur mühsam zusammenhaltend, jeden Augenblick eine furchtbare Blöße androhte. Noth kennt kein Gebot. „Es ist nicht die erste Kriegslist, durch die ein ehrlicher brittischer Midshipman in eines Andern Stelle schlüpfte;“ rief er lachend, seine Fragmente abwerfend und sein neues Costum mit den Kenneraugen eines Newbondstreet-Costumers prüfend.

Die Umwandlung war wirklich zu seinem Vortheile ausgefallen. Der knapp anliegende blaue Rock, die eleganten Pantalons, die lichtgelbe, echt brittische Weste, kleideten ihn trefflich. Mit einer Art komischen Abscheus stieß er die Ueberreste seines vormaligen äußern Menschen zur Thüre, oder vielmehr zur Buffalohaut

hinaus, um sie im nahe gelegenen Gebüsche jedem menschlichen Auge zu entziehen.

Mitten in dieser Beschäftigung überraschte ihn Canondah. Einen Augenblick hing ihr Auge an dem wohlgebildeten, nun wirklich schönen Jünglinge, und dann ergriff sie lächelnd seine Hand, ihn rasch mit sich fortziehend. Vor der Thüre ihrer Hütte angelangt, winkte sie ihm bedeutsam, schlüpfte dann in die Stube und kehrte Hand in Hand mit Rosen zurück, und flog hernach dem brennenden Scheiterhaufen zu.

Achtes Kapitel.

> Es ist etwas in mir, das mir sagt, aber es ist nicht Liebe, daß ich euch nicht gerne verlieren möchte.
>
> Shakespeare.

Die betroffen staunende und halb verlegene Miene, mit der er sich ihr näherte und die erst allmählig in den franken gentlemänischen Anstand überging, die einer guten Erziehung und gutem Umgang eigenthümlich sind, hatte seinem ganzen Wesen einen so zarten Anstrich von Aufmerksamkeit und Ueberraschung ge-

geben, daß das Mädchen bis zur Nagelspitze erröthete. Es war das erste Mal, daß sie auf eine so zarte Weise den Triumph ihrer idealen Schönheit genoß und das wohlthuende Gefühl fremder Anerkennung schien ihren Busen zu heben und ihrem ganzen Wesen eine veredelte Gestalt zu geben.

„Ein herrliches Bild," sprach er endlich mit Feuer und Rührung, „schwebt meinem trüben Blicke vor. Es ist ein Engelsbild, das mich liebend umschlang, als mich das Ungethüm in seinen Rachen faßte. Es kam, als mich die Nacht des Todes umfing und wärmte mich, als Fieberfrost meine Glieder schüttelte. Es hat mich gepflegt und heilenden Balsam auf meine Wunde gegossen. Wahrlich Miß, wäre es nicht heller Tag, ich glaubte zu träumen."

Sie hatte schweigend ihr Auge auf die Erde geheftet.

„Sie sind es denn," fuhr der Jüngling fort, „der ich mein Leben, meine Gesundheit danke, die mich gepflegt, die mich liebreich gewartet?"

„Der Arm Rosas ist schwach, mein Bruder," fiel sie ein, ihm mild und vertrauensvoll ins Auge blickend, „sie würde ihren Bruder nicht aufrecht erhalten haben

können. Es ist Canondah, die Dich aus dem Rachen der Wasserschlange gerettet. Es ist sie, die Dich in die Baumhöhle, in dieses Wigwam getragen. Sie ist es, die Winondah vermochte, das Fieber zu vertreiben."

„Die Indianerin!" rief der Jüngling. „Dieselbe, die mich so unbarmherzig auf die Folter spannt, jeden meiner Schritte belauert?"

Der Blick des Mädchens ruhte beinahe wehmüthig auf ihm. „Canondah ist die Tochter des Miko, sie ist die Mutter der Oconees, sie ist der Trost und die Hoffnung Aller; aber der Miko und sein Volk sind roth;" sprach das Mädchen bedeutsam und unwillkürlich schaudernd.

„Ich verstehe;" sprach der Britte.

„Sie sind sehr gut, aber sie haben vieles von unsern weißen Brüdern gelitten."

„Den Yankees?" versetzte der Jüngling. „Aber wie kommen Sie, Miß, hierher; darf ich bitten, mir hierüber Aufklärung zu geben?"

„Der Miko nahm Rosa aus der Hütte des weißen Zwischenhändlers."

„Aber Wer ist dieser Miko, dieses Dörfchen hat

doch gar keinen wilden Anstrich. Beinahe Alles, was man bei uns sieht. — Wo sind denn die Männer?"

„Sie sind mit dem Häuptlinge auf die Herbstjagd ausgezogen."

Die Augen des Britten zuckten, seine Miene heiterte sich auf. „Können Sie mir sagen, theure Miß, wo wir sind?" fuhr er zutraulich fort, ihre Hand ergreifend.

Es schien beinahe, als ob das Zartgefühl des Mädchens das Selbstische, das in seiner Frage lag, geahnt hätte. — Sie sah ihn mit ihren klaren Augen forschend an und sprach: „Wir sind weit von den Weißen. Weit vom großen Flusse gegen die untergehende Sonne. Wir hatten vierzig Tage diesen überschritten und noch immer waren wir nicht am Ziele."

Der junge Mann schüttelte sein Haupt. „Verzeihen Sie, das kann nicht seyn. Ich war bloß acht Tage von dem Blockhause des Piraten weg und die Golfströmung konnte mich unmöglich so weit vom Missisipi weggetrieben haben. — Wissen Sie nicht den Namen dieses Flusses?"

Sie verneinte es. „Am jenseitigen Flusse ober-

halb wohnen die Coshattaes und weiter oben die Sabine-Indianer."

„Sabine? dann sind wir am Sabine."

„Der andere Fluß mag so heißen. Hier," fuhr sie fort, „sind wir ringsum eingeschlossen. Nur auf dem Strome oder von jenseits gelangt man zu uns. Auf dieser Seite würde auch der Wolf vergebens zu uns zu dringen versuchen. Mein Bruder muß nicht auf Flucht denken."

Der junge Mann war in tiefes Nachdenken versunken. „Sabine," murmelte er, „das ist die Grenze der Vereinigten Staaten gegen Mexico. Zu Lande höchstens vierhundert Meilen, nicht unmöglich —"

„Mein Bruder," wiederholte sie, „muß nicht auf Flucht denken. Der Miko ist gut, wenn Du," fuhr sie zögernd fort, „ein Feind der Yankees bist. — Er wird Dir mit Freuden die Hand reichen, wenn —"

„Wenn?" frug der Jüngling gespannt.

„Wenn Du nicht als Späher gekommen bist;" fuhr sie zögernd heraus.

„Späher, Spion? Pfui! — Wie können Sie, Miß, so Arges von mir denken?"

Das jungfräuliche Kind hatte ihn mit den klaren,

ruhigen Augen kindlicher, aber tief dringender Unschuld angesehen.

„Mein Bruder,“ sprach sie mit naiver Einfalt und einer Miene, die um Aufklärung zu bitten schien, „mein Bruder sagt, daß sein Volk nicht im Kriege gegen den Häuptling der Salzsee begriffen und es ihn doch an einen Baum hängen würde, im Fall es ihn in seine Hände bekäme.“

Ein unwillkührlich ironisches Lächeln überflog den Mund des Britten bei Anhörung dieser sonderbaren Rede; aber ein Blick auf das Mädchen, das in edler Einfalt und natürlicher Würde vor ihm stand, machte ihn über seine Gemeinheit erröthen. „Wir sind, und wir sind nicht im Kriege mit dem Seeräuber, liebe Miß,“ sprach er. „Nicht im Kriege, weil der eigentliche Krieg bloß zwischen zwei Nationen, die legitime Regierungen haben, geführt werden kann; was Sie aber den Häuptling nennen, ist bloß ein Seeräuber, ein Seedieb, ein Elender, der mit dem Auswurfe des menschlichen Geschlechtes Schiffe plündert, Weiber, Kinder und Männer ermordet. Gegen solche Räuber ziehen wir nicht in den Krieg; wir senden aber Schiffe

aus, sie aufzusuchen und einzufangen, und dann werden sie zum Lohne ihrer Verbrechen gehängt.“

Der junge Mann hatte nicht bemerkt, wie das Mädchen während seiner Erklärung leichenblaß geworden war. „Der Häuptling der Salzsee ein Dieb?“ fuhr sie erschrocken heraus.

„Wissen Sie dieß nicht?“ erwiederte er. „Er ist schlechter als ein Dieb. Er ist ein Räuber, ein Mörder, mit einem Worte ein Seeräuber.“

Erst jetzt bemerkte er mit Verwunderung den Eindruck, den seine Worte auf sie gemacht hatten. Sie war todtenblaß geworden. Zitternd verdeckte sie sich mit beiden Händen das Gesicht, sie schwankte und eilte der Thüre der Hütte zu Ehe sie jedoch diese erreicht hatte, sank sie bewußtlos auf der Schwelle nieder. Er war zugerannt, um die liebliche Gestalt vom Sinken zu bewahren, als ein Schrei des Entsetzens sich hören ließ und die Indianerin mit einem Sprunge an seiner Seite stand. Ohne ihn nur eines Blickes zu würdigen, umfaßte sie ihre Freundin mit beiden Armen, drückte einen zärtlichen Kuß auf ihre Lippen und trug sie in ihre Wohnung.

Der junge Britte hatte den beiden Mädchen mit

der Miene eines Mannes nachgesehen, der einer fürchterlichen Entdeckung auf die Spur gekommen. Sein Auge hing mit Scheu an der Thüre, als ob sie ein schauderhaftes Geheimniß verschlösse. Unwillkürlich wandten sich seine Schritte zuerst langsam und dann schneller und schneller, als ob er der furchtbaren Entwickelung entfliehen wollte, die der befremdenden Scene folgen müsse. Verstört eilte er in seine Hütte und warf sich auf das Lager. Es lag etwas Gräßliches in dem namenlosen Schmerze, der in dem Busen des Mädchens bei seiner Erklärung rege geworden. Ein erschütterndes Geheimniß! Diese Theilnahme in einem solchen Wesen für einen solchen Menschen — war grausenhaft.

Wer ist dieses Mädchen, frug er sich, die so herrlich, gleich einem rettenden Genius, zwischen mich und die unbeugsame Wilde tritt, mir gleich einem versöhnenden Engel Trost und Hoffnung vorhält? Schön ist sie, wie die Liebesgöttin, als sie zuerst den Wellen entstieg; jeder Zug in ihrem Gesichte die edelste Unschuld und fleckenlose Tugend. Woher der Antheil, den sie an diesem verdorrten französischen Hunde nimmt? Die Geliebte vielleicht? — Nein, nein, un=

möglich! Dieses Auge kann unmöglich täuschen. — Doch, was kümmert das mich? fuhr er in seinem kältern brittischen Phlegma fort. — Was ist sie mir? — Eine liebliche Erscheinung, die heute gesehen, morgen vergessen ist. — Sie hat dich jedoch gerettet — und wahrlich, James, könntest du — ja, ich wollte. —

Dem Selbstgespräche machte die eintretende Indianerin ein Ende.

Ernst und prüfend schritt sie auf ihn zu. Ihr Blick war beinahe feierlich. Sie hob ihre Hand auf und winkte ihm, als sie bemerkte, daß die Speisen noch unberührt standen. Er war aufgestanden, um ihr entgegen zu kommen.

„Mein Bruder muß essen," sprach sie; „wenn er es gethan hat, dann will ihm seine Schwester etwas in das Ohr wispern." Mit diesen Worten ließ sie sich am entgegengesetzten Ende des Ruhelagers nieder.

„Ich habe keinen Hunger, meine Schwester," erwiederte der junge Mann, „und bin bereit, Dich anzuhören. Wie ist der weißen Rosa?" fragte er in sichtbarer Verlegenheit.

„Meine Schwester," erwiederte die Indianerin, „ist

krank; aber sie ist nicht krank wie mein Bruder, sie ist krank im Herzen. Mein Bruder kann die weiße Rosa gesund machen. Sie ist Canondah sehr lieb, mehr als ihr Leben."

Sie zitterte, sie suchte augenscheinlich nach Worten, allein sie konnte keines hervorbringen. Sie war sichtlich sehr angegriffen. Ihr Busen hob sich, ihr ganzes Wesen drückte die innigste Theilnahme für ihre Freundin aus.

Der Jüngling sah sie mit Verwunderung an.

„Will mein Bruder sie gesund machen?" fragte sie leise.

„Und meine Schwester frägt?" erwiederte er. „Was in meinen Kräften steht, will ich gerne thun."

„Mein Bruder hat etwas in das Ohr der weißen Rosa geflüstert, das sie krank gemacht hat."

„Das thut mir leid; hätte ich auch nur entfernt ahnen können, daß dieses liebliche Wesen an dem Ungeheuer den leisesten Antheil nimmt, nie würde ein Wort über meine Zunge gekommen seyn."

Die Indianerin sah ihn kopfschüttelnd an. Sie trat einige Schritte zurück und sprach forschend: „Würde mein Bruder es gerne sehen, wenn der

Häuptling der Salzsee die weiße Rosa in sein Wigwam führte?"

„Gott bewahre!" rief der junge Mann. „Dieses wüste Ungeheuer das engelreine Wesen." Er sprach die Worte mit Heftigkeit, mit Abscheu.

Das Mädchen fuhr freudig auf, seine Hand ergreifend. „Mein Bruder hat wohl gesprochen. Mein Bruder hat etwas in das Ohr der weißen Rosa geflüstert. Hat er keine Lüge gesagt?"

„Lüge?" entgegnete er rasch. „Nein, liebes Mädchen, kein Gentleman sagt eine Lüge."

„Und der Häuptling der Salzsee ist ein Dieb, ein Räuber?" fragte sie. Sie blickte ihn an und nickte. „Er ist ein Panther der Salzsee, der rothe Hund, die Mocassinschlange?" Ihre Augen blitzten vor Wuth und Verachtung.

„Er ist wirklich ein Dieb, mit allen den Seinigen, der Auswurf des Menschengeschlechtes, der raubt, stiehlt, mordet. Er ist vogelfrei und wenn wir ihn heute erwischen, so hängt er morgen in Ketten;" sprach der junge Mann.

„Und mein Bruder ist kein Yankee?" fragte sie.

„Nein," sprach er, sich stolz in die Brust werfend.

„Gott sey Dank, ich habe die Ehre ein Engländer zu seyn; von der Nation, die den Ocean beherrscht und alle Könige und Kaiser in ihrem Felde hält und tausend Schiffe auf allen Meeren hat."

Der Ausdruck des jungen Mannes, der Indianerin gegenüber, hatte jene hier ziemlich alberne Prahlerei angenommen, der sich jedoch auch der sonst vernünftige Britte so gerne und nie mehr als dann überläßt, wenn es sein Vortheil zu erheischen scheint, Fremden eine recht große Idee von seinem Lande und so gelegenheitlich von sich selbst beizubringen.

Diesmal schien die Indianerin nicht ohne Vergnügen die Lobpreisungen seines Landes anzuhören.

„Mein Bruder," sagte sie „ist kein Späher, dieß ist nicht die Zunge eines Spähers. Nein, mein Bruder ist ein junger Krieger. Und will er dem Miko sagen, daß der Häuptling der Salzsee ein Dieb ist?"

„Und der Miko weiß dieß nicht?" fragte er.

Die Indianerin verneinte es.

Wenn der Miko es mir erlaubt, dann will ich ihm bald Beweise liefern. Der Seeräuber wird es nicht lange mehr treiben. Sein letzter Streich hat das

Maß gefüllt. Wahrscheinlich ist er bereits eingefangen."

„Mein Bruder," erwiederte sie, „wird den Miko sehen, der Miko wird die Palme seiner Hand öffnen, und ihm ein Wigwam geben und Rosa zur Squaw schenken. Er wird meinen Bruder lehren, die Wasserschlange tödten und den schlafenden Bären und den schnell springenden Panther schießen. Mein Bruder wird ein großer Krieger werden. Und Rosa," flüsterte sie ihm zu, „wird einst sein Wilpret kochen und sein Jagdhemde nähen und der Dieb soll sie nicht haben."

Mit diesen Worten eilte sie schnell von dannen.

„Verfluchte Robinsonade!" schrie der Britte, als die Indianerin den Rücken gekehrt hatte und ein lautes Hohngelächter entfuhr ihm. „Glaubt sie mich zum Ersatze für den abscheulichen französischen Hund zu nehmen? Wahrlich James, du müßtest dich trefflich in den Mocassins und Wampums, roth bemalt, ausnehmen. Ins Wigwam ziehen! Wildpret kochen! Nein, es ist zum toll werden!"

Und wahrlich für einen jungen; kaum zwanzigjährigen Midshipman, der die Liebe höchstens aus Romanen, oder von einer gewissen, eben nicht sehr an-

ziehenden Seite kannte, mußte der Vorschlag, sein Leben in einem indianischen Wigwam zwischen Wilden zuzubringen, eben nicht sehr erfreulich klingen. Ihm, der so voll Eifers und Verlangens brannte, sich gegen die Yankees auszuzeichnen und der für seine nächste Waffenthat die Lieutenancy schon in der Tasche zu haben glaubte, einen solchen Antrag zu thun! Nein, es hätte die vier Gehirnkammern eines weisern Mannes in Aufruhr bringen können. Die Gemüthsstimmung, in welcher sich daher unser Britte nach diesem Antrag der Indianerin befand, war trotz seiner lustigen Exclamationen nichts weniger als die beste. Bisher hatten ihn körperliche Leiden, die ihn auf sein Krankenlager und seine Hütte beschränkten, und sein männlicher, auf eigne Kraft vertrauender Sinn, von jedem beängstigenden Nachdenken abgehalten. Die letzten acht und vierzig Stunden jedoch waren allmählig auf seinen Kopf Sturm gelaufen, der eben nicht sehr geeignet war, ihn zu einer ruhigen Anschauung seiner Lage kommen zu lassen. Das mysteriöse Verhältniß des Miko zum Seeräuber, und im Hintergrunde ein schwarzes Geheimniß, das vor seiner Phantasie heraufdämmerte, erfüllten ihn unwillkürlich mit

Grauen und brachten seine Lebensgeister in eine nicht weniger als angenehme Spannung.

Seine Lage war wirklich nicht beneidenswerth. Sie war, wenn gleich nicht so ganz unerhört unter seinen abenteuerlichen Landsleuten, doch von Allem, was er gesehen oder gehört, so gänzlich verschieden, die Geschöpfe, mit denen er umringt, so sonderbar, daß er immer mit sichtbarer Angst seinen Mund aufthat, aus Furcht, mißverstanden zu werden. Er hatte sich gewissermaßen einen ganz neuen Ideenkreis zu bilden, um sich mit ihnen verständigen zu können, aber in dieser Bemühung das Ziel schrecklich verfehlt. Je tiefer er sich mit ihnen eingelassen, desto mehr hatte er sich verwickelt, und alle seine Mühe, den Faden aus diesem Labyrinthe herauszufinden, war gescheitert. Was er zudem während der letzten Tage gesehen und gehört, war wahrlich nicht berechnet, seine Lage besonders erfreulich zu machen. Die Wildheit der Weiber bei ihrem Tanze, das höhnend Giftige der Jungen, die mißtrauisch durchbohrenden Blicke der alten Squaws, mit dem furchtbaren Erbeben Rosas bei dem bloßen Namen des Miko, waren eben keine guten Vorbedeutungszeichen für den guten

Empfang des Häuptlings. Es war allmählig, daß diese Umstände und Bilder sich seinem Gedächtnisse und seiner Phantasie vordrängten und eine Verwirrung in seinem Kopfe anrichteten, die ihn die ganze Nacht wie wahnsinnig im Dörfchen umhertrieb. Erst gegen Morgen wurde er ruhiger; seine Verstandeskräfte traten allmählig in ihre Verrichtungen, und, die wilden Phantasiestücke absondernd, gelangte er wenn nicht zu einem klaren, doch ruhigen Anschauen seiner Lage. Erst als dieses Geschäft in seiner Seele so weit gediehen, entschlief er.

Die kurze Ruhe hatte ihm zu einiger Besonnenheit verholfen; der junge Mann schritt am Morgen festern Schrittes der Hütte der Mädchen zu. Seine Miene schien anzukündigen, daß er einen Entschluß gefaßt habe. Worin dieser bestand, werden wir bald sehen.

Neuntes Kapitel.

Mich dünkt, ich bin ganz betäubt, und verliere meinen Weg unter den Dornen und Gefahren dieser Zeit.
Shakespeare.

Die beiden Mädchen kamen ihm auf der Thürschwelle entgegen. Die Indianerin war ungemein heiter, in Rosa war keine Veränderung vorgefallen. In ihrem Gesichte spielte ein milder kindlicher Ernst mit ruhiger Ergebung und sanfter Würde. Sie blickte den jungen Mann freundlich an.

„Mein Bruder," lachte ihm die Indianerin entgegen, „ist ernst wie Wineachi, wenn er die siebente Pfeife sich vollgestopft hat, und bleich. Hat mein Bruder einen bösen Traum gehabt?"

„Viele, meine Schwester;" erwiederte er.

„Die weiße Rosa wird sie deuten," sprach die Indianerin mit einem vielsagenden Lächeln, indem sie zugleich die Thüre öffnete, und Beide in die Stube schob, die sie verschloß und und dann schnell ins Gebüsch forttrippelte.

„Unsere Schwester scheint sehr gut aufgelegt zu

seyn," sprach der junge Mann, der in ziemlicher Verlegenheit dem Manoeuvre der Indianerin zugesehen hatte.

„Sie weiß es," erwiederte das Mädchen, „daß Rosa es liebt, ihren Bruder zu sehen."

Der junge Mann blickte sie an, als wäre er aus den Wolken gefallen. Es hatte sich jedoch kein Zug in ihrem Wesen verändert. — Derselbe unschuldig klare Blick, eine Art natürliche Hoheit, die unverholen die leisesten Regungen des Herzens gestand. Sie hatte ihn durch den Vorhang ihrem Stübchen zugeführt, und sein flüchtiger Blick fiel nun auf die Einrichtung. Das Ganze war so freundlich, so niedlich, und bei der kunstlosesten Einfachheit so geschmackvoll und reinlich, daß seine Verwunderung mit jedem Augenblicke stieg.

Wie in der äußern Stube, so befanden sich auch hier zwei an den Wänden hinlaufende Sitze, oder vielmehr Ruhelager, auf deren einem sie sich mit unendlicher Grazie niederließ, ihn bittend, dasselbe auf dem entgegengesetzten zu thun. An den Wänden hingen die Kleider der Mädchen, unter denen einige sehr elegante und selbst kostbare Anzüge. Ein Arbeits-

kästchen stand am Fenster. Beinahe glaubte er sich in eine Devonshire-Cottage Altenglands versetzt.

„Aber ums Himmelswillen, Miß,“ sprach er, „wo haben Sie, ich bitte tausend Mal um Vergebung, diese prachtvollen Anzüge, diese kostbaren Geschmeide in dieser Wildniß her?“

Sie sah ihn betroffen an. Die Frage war wirklich ächt seemännisch.

„Vom Häuptlinge der Salzsee;“ erwiederte sie mit leiser stockender Stimme.

„Vom Häuptlinge der Salzsee? Und kömmt der hieher?“

„Er kömmt, wenn seine Leute Wälschkorn, Wildpret oder Tabak brauchen, und dann bleibt er mit ihnen oft viele Tage im Wigwam.“

„Und die schöne Rosa hat sie auch einen Tauschhandel mit dem Seeräuber?“ fragte er in gleicher seemännischer Weise, und nicht ohne Spott.

Sie warf einen furchtsamen Blick auf ihn, und erwiederte dann bittend, beinahe demüthig: „Der Pfeil des Schmerzes sitzt tief im Herzen Deiner Schwester, mein Bruder. Du mußt ihn nicht noch tiefer drücken. Sie muß die Geschenke des Häupt-

lings der Salzsee — des Diebes," sprach sie mit Abscheu, „annehmen. Der Miko hat es geheißen." Sie brach in einen Thränenstrom, begleitet von einem lauten Schluchzen, aus.

„Mein Bruder," sprach die Indianerin hinter der Tapete, „muß sanft ins Ohr der weißen Rosa sprechen. Sie ist sehr zart. Siehe, sie hat ihm Wein und eine Wolldecke in den hohlen Baum gebracht, und hat bei ihm gewacht, als er schlief; die Rosen sind beinahe von ihrem Gesichte gewichen."

„Rosa!" stammelte der Jüngling, auf sie zustürzend; „das haben Sie für mich gethan?" Seine Stimme versagte ihm den Dienst. Er faßte ihre beiden Hände.

„Aber Canondah!" bat Rosa mit unterdrücktem Vorwurfe.

„Mein edles Mädchen Vergebung;" rief der Jüngling, sich vor ihr niederlassend und ihre Hand ergreifend. „Wie habe ich so viele Güte um Sie verdient?" Es zuckte fieberisch durch seine Glieder. Er zitterte, der Angstschweiß brach auf seiner Stirne aus. Plötzlich fuhr er mit seiner Hand über diese hin, sprang auf und stürzte durch die Thüre.

Ein Tornado tobte in ihm, der das Schifflein seines Verstandes in den Abgrund zu senken drohte. Er rannte durch das Dörfchen wie ein Rasender.

Die Indianerin unterbrach abermals seine wilden Träume, als er am Waldesrande halb rasend auf- und abtobte. Beinahe hätte er sie rauh wegen dieser abermaligen Zudringlichkeit angefahren; aber in ihrer Miene lag etwas so Gebieterisches, ihr Blick ruhte so finster, beinahe feindselig auf ihm, daß ihm dieß für jetzt seine Zunge band.

„Unsere Krieger,“ sprach das Mädchen, „machen ihre Squaws Felder pflügen und Korn säen, und die Tabakspflanze bauen; aber sie stoßen ihnen nicht den Stachel ihrer gekrümmten Zunge in die Herzen. Mein Bruder ist kein Krieger, aber er liebt gleich der Schlange mit seiner Zunge zu vergiften, und den Giftzahn in meiner armen Schwester Busen zu stoßen, die ihm das Leben gerettet hat. Mein Bruder ist eine alte boshafte Squaw, ein Yankee;“ sprach sie mit Abscheu, ihm den Rücken kehrend.

„Halt!“ rief der Jüngling; „ich bitte Dich, vergib meiner unvorsichtigen Zunge. Ich will — “

„Mein Bruder mag die Thränen trocknen, die er

ins Auge der weißen Rosa gebracht hat. Sie ist Canondah theurer, denn ihr Leben." — So sprechend, deutete sie auf die Hütte ihres Vaters, während sie selbst einen andern Weg einschlug.

Mechanisch folgte er ihrem Winke. Es war nicht Rohheit oder Bosheit gewesen, die dem jungen Seemann die unbesonnene Frage auf die Zunge gebracht hatte. Es war vielmehr ein Ausbruch seiner jungen seemännischen, etwas tollen Natur, verbunden mit einem gewissen Spleen, einer üblen Laune, die einem jungen, selbst gebildeten Seeoffizier, der seit einiger Zeit bloß den Umgang roher Schiffsgesellen oder kurz befehlender Oberen genossen, nicht selten entwischt. Die Symptome von tiefer Scham waren deutlich hervorgetreten, und selbst seine plötzliche Entfernung würde demjenigen, der den Seelenzustand des jungen Menschen gekannt hätte, dafür gebürgt haben. — Er eilte der Wohnung Rosas zu.

Mit dem lieblichen Kinde war eine bedeutende Veränderung vorgefallen. Das elegante Seidenkleid, das seidene Halstuch waren durch ein einfaches Calicokleid ersetzt. Selbst ihren Kamm hatte sie abgelegt, und ihre Haare hingen in natürlichen Locken um ihren

glänzend weißen Nacken. Ihre Bracelets lagen neben ihr auf dem Sopha.

„Können Sie, Miß, meiner Unart verzeihen?“ bat er herzlich.

„Mein Bruder hat Recht,“ erwiederte sie, „und Rosa hatte Unrecht, die Geschenke des Diebs zu nehmen.“

„Vergebung, nochmals Vergebung;“ bat er, der den Sinn ihrer Rede nicht verstand, und in seiner Verwirrung die Veränderung in ihrem Anzuge nicht bemerkt hatte.

„O, Rosa hat keinen Groll in ihrem Herzen, aber mein Bruder wird sie nicht mehr bitter ansehen, sie will auch nie wieder vom Diebe etwas annehmen.“

„Und gibt es kein Mittel, Sie von dem Piraten zu befreien?“ fragte er theilnehmend. „Sprechen Sie aufrichtig; was in meinen Kräften steht, will ich gerne thun.“

Ihr Auge flammte freudig auf.

„Der Miko ist sehr gut gegen die Freunde der rothen Männer;“ sprach sie. „Sieh, er hat dem Seediebe eine Hütte gegeben, und Fülle von Wälsch-korn und Wildpret; aber er liebt den Seeräuber sehr,

und sein Auge heitert sich auf, wenn er im Wigwam ist; der Seedieb," setzte sie leiser hinzu, "führt jedoch auch Krieg gegen die Yankees, die Todfeinde des Miko. Mein Bruder sagt, daß die Schiffe seines Volkes vor dem großen Flusse liegen, daß seine Brüder gegen die Yankees in den Krieg ziehen. Der Miko wird Dich freundlich dafür aufnehmen."

"Der Miko ist also im Kriege gegen die Yankees begriffen?" fragte der Britte rasch.

"Sie haben ihm viel Böses zugefügt, sie haben ihm das Erbtheil seiner Väter genommen, ihn vertrieben."

"Und er rächt sich auf indianische Weise, und skalpirt sie, wo er sie findet?"

Sie schüttelte das Haupt. "Der Miko ist schrecklich und furchtbar, aber er ist auch gerecht und gut;" sprach sie gerührt. "Er ist weit gegen die untergehende Sonne gezogen, um nie wieder die Weißen zu sehen."

"Und wie ist er mit dem Seeräuber bekannt geworden?" fragte er immer gespannter. "Die Indianer sind doch sonst nicht große Freunde vom Salzwasser."

„Vier und zwanzig Mal hat sich der Vollmond erneuert," sprach das Mädchen geheimnißvoll, „als der Seedieb auf dem Flusse in einem großen Boote heraufkam," sie wies auf den Natchez. „Er hatte viele wilde Männer bei sich, häßliche Menschen, schwarz, braun und gelb. Sie stürzten, gleich bösen Wesen, aufs Ufer. Als sie aber das Dorf und die Hütten gesehen, zogen sie sich auf einmal zurück und sammelten sich in einen großen Haufen, der, so wie die laute Stimme des großen Diebes gehört wurde, sich in mehrere kleinere theilte, die das Wigwam von allen Seiten, die des Waldes ausgenommen, umringten. Einer dieser Haufen war vor die Hütte des Miko gezogen. Der Häuptling jedoch war bereits mit allen den Unsrigen in jenem Walde, wo er sich im Hinterhalt gelagert. Es vergingen uns viele Stunden in banger Angst, als der Seeräuber ohne Waffen auf den Wald zukam, die flache Hand ausstreckend, und um Frieden und Freundschaft bittend. Sonderbar!" sprach sie, „der Miko, der jeden Weißen mehr als die Wasserschlange haßt, empfing den Dieb, führte ihn in sein Wigwam, und schloß Freundschaft mit ihm. Auch die Weiber kamen aus dem Walde,

um für die wilden Menschen Speise zu bereiten; aber die Krieger und jungen Männer blieben mit uns zurück.“

Sie beschrieb den Besuch, oder vielmehr den Ueberfall des Seeräubers auf eine so kunstlos lebendige Weise, der Schauder und Schrecken malte sich so wahr in ihrem schönen Gesichte, daß der junge Mann ihr in der höchsten Spannung zugehört hatte.

„Die Sonne,“ fuhr sie bewegt fort, „hatte sich bereits hinter die Baumgipfel versteckt, als von der Hütte Mi-li-machs her ein ängstliches Geschrei ertönte. Es kam von seiner Tochter, die zwei Diebe mißhandelt hatten. Der große Dieb war sehr aufgebracht. Alle seine Männer mußten in einen Haufen zusammentreten, wo sie eine kurze Berathschlagung hielten. Als sie sich trennten, faßten sechs Männer die zwei, die an unserem Mädchen Böses gethan hatten, und banden ihre Hände und ihre Augen. Dann führten sie diese einige Schritte an das Ufer des Flusses, wo er sich gegen die Wigwams zu biegen anfängt. Dort“ — sie hielt inne, und fuhr nach einer Weile fort — „mußten die zwei Unglücklichen niederknieen, und die sechs fürchterlichen Männer schossen auf sie, bis sie

todt zur Erde sanken. Der Seeräuber nannte es Execution. Des Morgens war er mit den Seinigen verschwunden. Nach zwei Wochen kam er wieder. Er brachte viele Feuergewehre für die Männer, Wolldecken und Anzüge für die Weiber; und diese Kleider und noch andere," sie deutete auf die an der Wand hängenden Anzüge, "schenkte er Canondah und Deiner Schwester. Der Miko liebte ihn sehr, und die Unsrigen fürchteten sich anfangs, aber bald liebten sie ihn auch."

Sie war im Begriff mehr zu sagen, hielt jedoch inne, als sie bemerkte, daß ihr Zuhörer in tiefes Nachdenken gesunken. Die kunstlose Erzählung hatte ihn das Verhältniß seiner neuen Umgebungen so ziemlich deutlich erkennen lassen. Er befand sich wirklich im Wigwam eines Freundes des berüchtigten Seeräubers Lafitte, dessen Kühnheit den westlichen Archipel, und besonders den Seebusen von Mexico schon so lange zittern gemacht. Er hatte sich seine Schlupfwinkel in der Insel von Barataria zwischen unzugänglichen Morästen und Untiefen so gewählt, daß ihm, im Falle eines Angriffes von der See, noch immer der Rückzug durch die Sümpfe übrig blieb, in

denen er verborgene Pfade und Auswege angelegt hatte. So war er wenigstens für die Zeit des Krieges gegen die Justiz des Staates Louisiana gesichert, der ohnedem vollauf zu thun hatte, um den Britten die Spitze zu einer Zeit zu bieten, wo ihre ungetheilte Kraft sich gegen die Amerikaner wenden konnte. Die Wahl gereichte seinem militärisch-seemännischen Scharfblicke wirklich zur Ehre, und ungestört hatte er bereits eine geraume Zeit sein Wesen getrieben.

Es war auf einem seiner Ausflüge in Louisiana und das angränzende Mexico, daß er die entzückend schönen Ufergürtel des Natchez und die Niederlassung der Indianer aufgefunden. Die reizende Lage des Dörfchens, die lieblichen Hütten, wie in einen prachtvollen Garten hingezaubert, hatten ihn mit Verwunderung und Verlangen erfüllt, die Bewohner näher kennen zu lernen. Gesetzlos und grausam, wie er war, konnten seiner Klugheit die Vortheile nicht entgehen, die er aus einer nähern Verbindung mit diesen Bewohnern wahrscheinlich ziehen würde, und diesen Gründen hatten die Wilden die Schonung und strenge Mannszucht zu verdanken, die er zugleich zum Tagsbefehl werden ließ.

Als er mit dem Miko bekannt geworden war, hatten sich seine Vermuthungen begründet, und er trat mit diesem und seinen Indianern allmählig in einen Verkehr, der für beide Parteien äußerst vortheilhaft geworden war. Das Mißtrauen, das den Wilden gegen jeden Weißen angeboren ist, hatte er schnell durch die Execution zweier seiner ruchlosen Gesellen beschwichtigt, so daß diese ihm anfangs zwar scheu, doch immer noch mit mehr Zuvorkommenheit, als er erwarten konnte, entgegen kamen. Allmählig waren jedoch die Verhältnisse freundschaftlicher geworden. Die Indianer versorgten ihre Gäste mit auf Handmühlen geriebenem Maismehl, Wildpret, Buffalofleisch und Geflügel, wofür die Seeräuber ihnen Feuergewehre, Kleidungsstücke und selbst Luxusartikel brachten. Die zwei geräumigern Hütten waren durch ihre Beihülfe erbaut, und mehrere Handwerker unter ihnen hatten sich wochenlang hier aufgehalten und sie in wohnlichen Zustand versetzt. Ueberhaupt war der blühende Wohlstand der Indianercolonie größtentheils diesem Verkehre zuzuschreiben, bei dem sich der Franzose leichtsinnig-freigebig betrug. Diese Uneigennützigkeit, verbunden mit dem lebhaft muntern französischen Wesen, das

den Indianer besonders anspricht, hatten ihm den Miko ganz gewonnen, der mit Sehnsucht der jedesmaligen Ankunft des Piraten entgegensah.

Für den jungen Mann war natürlich dieses freundschaftliche Verhältniß weniger beruhigend. Es war ihm klar, daß der Seeräuber ihn mit seinen Gefährten aufgehoben, um der Entdeckung seines Schlupfwinkels zu entgehen. Er hatte seine Forts, seine Vertheidigungsanstalten, seine Schwäche und Stärke gesehen. War es einem solchen Menschen nicht natürlich, ihn in der Stille aus dem Wege zu räumen, und ließ es sich erwarten, daß der von bitterm Hasse gegen die Weißen beseelte Indianer, der ihn noch dazu für einen Yankee halten mußte, zu seinen Gunsten Einsprache thun würde? Die bloße Möglichkeit, unter den Würgerhänden eines Seeräubers sein junges Leben zu beschließen, war schon empörend.

„Und pflegt der Seeräuber häufig zum Miko zu kommen?" fragte er.

„Wenn dieser von der Jagd zurückgekehrt ist, wird er mit den Seinigen kommen, Wildpret einzutauschen;" versetzte sie halb schaudernd.

Die Beiden wurden durch die Indianerin unter-

brochen, die durch den Vorhang schlüpfte, bald Rosen bald ihren Gast ansah, und sich nachdenkend vor die Erstere hinstellte. Der flehende Blick dieser schien sie einen Augenblick unschlüssig zu machen. Endlich konnte sie sich jedoch nicht enthalten, und brach in die Worte aus: „Bald möchte Canondah zum Narren werden. Warum dieß, meine Schwester?“ fragte sie auf das Calicokleid deutend. „Canondah will gerne arbeiten, und Feuerwasser und Kornmehl bereiten, ihr Vater eine Sonne länger im Busche bleiben, um die weiße Rosa der Oconees schön geschmückt zu sehen. Warum wirft meine Schwester die Geschenke des Miko von sich?“ Ihre Stimme war halb Klage, halb Vorwurf.

„Will der Miko, will meine Schwester Rosen im Gewand des Diebes sehen?“

„Im Gewande des Diebes?“ versetzte die Indianerin. „Hat nicht der Miko und Canondah dem Diebe Wildpret und Feuerwasser dafür gegeben? Haben nicht die Yankees unsere Rinder und Kühe gestohlen, und haben ihre Brüder sie nicht von ihnen abgetauscht?“

„Aber,“ versetzte Rosa.

„Wenn El Sol in das Wigwam des Miko kömmt,“

setzte sie leiser hinzu; „dann schmückt sich Canondah zu seinem Empfange, und sein Auge verweilt gerne auf ihr. Meine Rosa muß den häßlichen Rock abwerfen, sonst wird sie der weiße Jüngling nicht in sein Wigwam aufnehmen.“

„Aber Rosa will ja nicht in sein Wigwam;“ erwiederte Diese, sich ein wenig stolz und unbewußt erhebend. „Sie liebt ihn als ihren Bruder.“

Die Indianerin, ohne jedoch auf ihre Worte zu hören, wandte sich zum Jüngling, der einige Schritte seitwärts in Gedanken versunken war.

„Nicht wahr, mein Bruder liebt, die weiße Rosa geschmückt zu sehen?“

Die plötzliche Frage machte ihn weit aufstarren.

„Meine Schwester hat ihr häßliches Kleid angelegt, weil es nicht vom Diebe der Salzsee kömmt; sie glaubt so meinem Bruder besser zu gefallen.“

Des Britten plötzlich auf sie gerichteter Blick überzeugte die arme Rosa, daß er erst jetzt das ihm gebrachte Opfer bemerke.

„Aber Canondah!“ rief das verletzte Mädchen in peinlicher Verlegenheit; „wie kannst Du doch so grausam seyn?“

„Grausam!“ versetzte die Indianerin kopfschüttelnd. „Meine Schwester spricht nicht, wie ihr Herz denkt. War es nicht sie, auf deren Bitte Canondah den weißen Fremdling durch das Rohr trug und in den hohlen Baum legte? War es nicht für sie, daß sie ihn in das Wigwam ihres Vaters brachte und die alte Winondah bestach, und,“ setzte sie leiser hinzu, „sich dem Zorne des Miko aussetzte? Und nun sie die Thüre zum Wigwam — “

„Um Gotteswillen halte ein!“ rief Rosa.

„Canondah,“ sprach die Indianerin ernst, „hat dem Fremdling ein Wigwam gegeben. Ihr Vater liebt sie sehr! er hört ihre Stimme gerne, wenn sie ihm die Thaten seiner Vorfahren ins Ohr lispelt. Er wird seine Tochter nicht tadeln, er wird dem Diebe der Salzsee den Rücken kehren, und Rosa in die Hütte ihres weißen Bruders führen. Nicht wahr, mein Bruder wird die weiße Rosa in sein Wigwam nehmen?“ fragte sie, sich zum Britten wendend.

Ein unwillkürlich höhnisch-spottendes bitteres Lächeln verzog den Mund des Letztern bei dieser sonderbaren Aufforderung; rasch suchte er sich jedoch zusammen zu nehmen. Allein es war zu spät.

Der Blick des Naturkindes ist scharf und richtig, und er hatte den beiden Mädchen bereits sein Innerstes aufgeschlossen. Eine peinliche Stille herrschte während einiger Augenblicke. Die Indianerin, die in ihren Bemerkungen zu Gunsten ihres Lieblings so unzart weit gegangen, schlang beide Arme um das beschämte, beinahe vernichtete Mädchen, das, bleich wie eine Statue, keines Lautes, keiner Bewegung fähig war.

Der junge Mann war im schweigenden Kampfe vor den beiden Mädchen da gestanden. Er hatte einige Male gesucht Worte zu finden. Endlich brach er aus.

„Canondah! Rosa!" begann er mit stockender Stimme; doch die Indianerin schien bloß mit dem Schmerze ihrer Geliebten beschäftigt. Sie winkte ihm sich zu entfernen.

„Ich muß Euch verlassen, liebe Mädchen. — Die Stimme der Pflicht, mein Eid, meine Ehre fordert es. Alles ist verloren, wenn ich hier bleibe."

Die Indianerin hielt noch immer Rosen mit beiden Armen umschlungen, das Gesicht der Letztern an ihrem Busen verborgen. Nun jedoch legte sie diese sanft auf das Lager hin, und rasch aufstehend sprach sie:

„Glaubt die weiße Schlange, eine Thörin vor sich zu sehen, weil Canondah ihre Hand einem Verräther ausgestreckt hat? Er mag wissen, daß sie ihm diese nicht auf seinem Pfade reichen wird.“

„Dann muß ich ihn allein, ohne Wegweiser suchen;“ versetzte dieser rasch.

„Hat die weiße Schlange die Läufe des Hirsches, die Geschwindigkeit des Eichhörnchens, die Schwimmfüße des Alligators, daß sie aus dem Wigwam des Miko zu entfliehen gedenkt?“ rief sie hohnlachend. „Die weiße Schlange ist gefangen;“ setzte sie triumphirend hinzu.

„Hat es Canondah ihrer Schwester nicht immer gesagt?“ fuhr sie zu Rosen gekehrt fort, „daß er ein Späher ist, der wie ein Dieb zur Nachtzeit sich eingeschlichen, als der Miko den Rücken wenden wollte.“

„Noch einmal, Canondah,“ versetzte der Jüngling, „ich bin ein Britte, ein Offizier, vom Seeräuber überfallen und seiner Mordhöhle entronnen. Mein Entschluß steht fest, ich muß Euch verlassen.“

Er wollte Rosen bei der Hand fassen; doch die Indianerin prallte zurück, als ob sich ihr ein Ver-

vesteter genähert hätte, und heftig auf den Vorhang deutend, umschlang sie das Mädchen wieder. Er entfernte sich schweigend und betroffen.

Zehntes Kapitel.

> Meine gerührte Seele wünscht Euch danken zu können; und weiß es nicht anders zu thun, als durch Thränen.
>
> Shakespeare.

Es war etwas in dem Benehmen des jungen Mannes während der letzten Auftritte gewesen, das rasch, vorschnell, ja herzlos genannt werden dürfte. Selbst beim reinsten Pflichtgefühl mochte es immerhin nicht von nöthen gewesen seyn, die Eigenliebe der edlen Naturkinder, und dieß waren sie gewiß im schönsten Sinne des Wortes, so plötzlich, so tief zu verletzen. Der in seinem Gesichte ausgesprochene und dem Britten so eigenthümliche Zug von schneidendem Hohne war im hohen Grade unedel, selbst wenn wir die ungestüme Zudringlichkeit der Indianerin zu seiner Entschuldigung gelten lassen wollen. Nichts desto weniger dürfte es schwer seyn, den Jüngling leichthin zu

verdammen, oder rücksichtsloser Rohheit zu beschuldigen. Es liegt nun einmal im brittischen Charakter, und wir müssen es gestehen, auch in dem unsrigen, jener abstoßende starre Zug, der sich so gerne isolirt, und scharf in sich selbst einzwängt, jener schroffe, unbeugsame, aristokratische Sinn, der sich selbst, und nur sich selbst im Auge hat. Wir würden ihn verdammen, diesen selbstsüchtigen Kaufmanns- und Aristokraten-Zwittersinn, der im ersten Augenblicke gewissermaßen aus dem Gesichte des Angeschauten herausmißt, ob er wohl näherer Berührung würdig sey, wenn er nicht eine so achtbare Grundlage und so große Dinge bewirkt hätte. Es liegt diesem starren Gefühl oder vielmehr dieser Gefühllosigkeit eine Verstandesreife zum Grunde, die nur durch vielfältig überstandene Kämpfe und Gefahren, durch lange Anschauung, durch vielfältig angestellte Vergleiche zwischen Wirklichkeit und Täuschung, durch kräftig bewirktes Gelingen und erkämpften Genuß von positiven Rechten und Freiheiten erwuchs; ein Gefühl, das zur Selbstachtung geworden, ein bereits höherer, edlerer Nationalstolz, der sich nicht thöricht sklavischer Weise auf gewonnene Schlachten und den

Ruhm eines sogenannten Kriegshelden, sondern auf positives selbst erworbenes Recht gründet, der bereits in die Klassen des Volkes gedrungen, und ungeachtet des aristokratisch-kastischen Beigeschmacks, der sicherste Bürge fortschreitender Freiheit ist. Dieser positive Sinn ist es, dieses Festhalten der Stufe der gesellschaftlichen Leiter, sie mag nun hoch oder niedrig seyn, welcher allein wahre Volksfreiheit möglich macht.

Wir wollen es daher dem Britten, der trotz seiner Jugend, bereits hinlängliche Selbstständigkeit hatte, um ein so lockendes Anerbieten mit Festigkeit zurückzuweisen, nicht zum schlimmsten auslegen; wenigstens schätzen wir den jungen Brausekopf, der unumwunden und selbst barsch seinen Widerwillen gegen ein Verhältniß, das seine Vernunft mißbilligte, zu erkennen gab, immer mehr, als den einschmeichelnderen und humaneren Weichling, der, unfähig zu widerstehen, sich dem Sinnentaumel überlassen, und den Knoten auf eine zärtere, aber für die edlen Naturkinder vielleicht weniger ehrende Weise zu lösen gesucht hätte.

Der unangenehme Auftritt hatte übrigens die Verhältnisse, die sich seit den letzten Tagen zwischen den Dreien angesponnen hatten, plötzlich wieder zerrissen.

Zwar fand er noch immer sein Mahl jeden Morgen hinter der Buffalohaut in seinem Stübchen; aber von der bereitwilligen Hand, die es hingesetzt, war keine Spur mehr zu sehen gewesen. Obgleich er diese Kälte selbst herbeigeführt, so hatte er doch nichts weniger als Ruhe gewonnen; im Gegentheil, er war nun rastlos und unstät, seine Hütte, das Dörfchen ihm zu enge geworden. Er war in dem Walde, in den Palmettofeldern umhergerannt, aber mit jedem Schritte, mit jeder Stunde war seine Miene düsterer, seine Unruhe größer geworden.

Es war in der letzten Nacht der zweiten Woche, die er bereits hier verlebt hatte. Seine trübe Phantasie hatte ihn aufgejagt von seinem Lager und in den Wald getrieben, wo er umhergeschweift war, bis die naßkalte Nachtluft und das gedehnte gellende Gelächter der Eulen ihn wieder zurückjagte. Eben kam er auf seine Hütte zugerannt, als eine weiße Gestalt hinter der Ecke hervortrat und hastig auf ihn zuschritt. Es war Rosa.

„Mein Bruder!“ sprach sie, und ihre Stimme zitterte, „Canondah ist mit unsern Schwestern ge-

gangen, den Wasservögeln Schlingen zu legen. Rosa ist zu ihrem Bruder geeilt."

„Meine theuerste Schwester, dieser Besuch;" erwiederte der Jüngling stockend.

„Rosa weiß es von der Hütte des weißen Zwischenhändlers, daß sie ihren Bruder zur Nachtzeit nicht sehen sollte, aber sie liebt ihn sehr und muß ihm etwas sagen."

„Doch, meine theure Rosa;" stockte er in immer steigender Verlegenheit.

„Die Nachtluft ist kalt;" sprach sie. „Komm und laß uns in die Hütte treten, die Winde sind verrätherische Boten unsrer Worte."

Sie schlüpfte durch die Buffalohaut, schloß diese sorgfältig an den Thürbalken, zog dann ein Gefäß mit Kohlen aus einem Körbchen und zündete eine Kienfackel an, die sie zwischen die Balken steckte; dann trat sie zur Thüre und winkte ihm, sich auf seinem Ruhebette niederzulassen.

„Mein Bruder ist seiner Schwester böse," sprach sie, „Canondah hat ihm Kummer gemacht."

„Nein, meine Theure, ich bin Dir nicht böse.

Wäre es möglich, das mir angebotene Glück sollte —"
er stockte.

Sie ließ ihn nicht ausreden.

„Canondah," sprach sie mit sanfter Stimme, „ist gut, sehr gut, sie ist die Mutter der rothen Töchter, aber sie hat nicht in den Busen der weißen Rosa gesehen, sie hat auch ihren Bruder nicht verstanden."

„Ja, wohl nicht;" versetzte er.

„Sie hat die Wangen Rosas mit Schamröthe überzogen, mein Bruder! Deine Schwester!" fuhr sie mit erhöhter, etwas festerer Stimme fort, „liebt Dich sehr, aber sie liebt Dich nicht, wie Canondah es meint, sie liebt Dich wie einen weißen Bruder."

Das Auge des jungen Mannes zuckte ein wenig; er sah sie gespannt an.

„Mein Bruder," fuhr sie in wehmuthsvollem Tone fort, „Rosa würde die Hälfte ihrer Tage gerne dahin geben, wenn sie eine weiße Schwester, einen weißen Bruder hätte. Sie wollte gerne seine Magd sein und seine Jagdtasche füllen und sein Jagdhemde nähen und seine Kornfelder besäen, obwohl die Squaws ihrer zarten Hände spotten. Mein Bruder! Rosa

hat keine Schwester, der sie ihren Busen öffnen könnte. Rosa muß mit sich selbst reden, oder den Vögeln des Himmels ihre Freude und ihren Schmerz mittheilen.“

„Und Du bist dann auch, unglückliches Mädchen, eine Gefangene?“ fragte er mit bebender Stimme.

„Nein mein Bruder,“ erwiederte sie, „Rosa ist keine Gefangene. Die Squaws lieben sie. Canonah ist ihr eine Mutter. Aber mein Bruder,“ und sie brach in einen Thränenstrom aus, „sie sind roth und Rosas Farbe ist weiß. In ihrem Herzen spricht es anders als in dem meinigen. Sie verstehen die arme Rosa nicht, die verlassen, einsam steht.“

Der Blick, die Worte, die klopfende Brust, das trostlose Wesen des Mädchens, das nun so sichtlich ihm, dem weißen Bruder, ihren Jammer zu eröffnen sich gedrungen fühlte, hatten ihm durch die Seele gebohrt. Er starrte sie eine Weile mit bekümmerten Blicken an und sprang dann auf sie zu.

„Unglückliches, verlassenes Mädchen, Du arme Rosa in der Wildniß!“

„Mein Bruder,“ sprach sie mit thränenschweren Augen, „ist also der armen Rosa nicht böse?“

„Böse, theures Mädchen! Wer könnte einem solchen Engel böse seyn? Gebiete, befehle, mein Leben steht Dir zu Diensten. Komm, fliehe mit mir.“

„Fliehen,“ sprach sie, das Köpfchen schüttelnd, „und Canondah verlassen, die ihr eine Mutter war? Es würde ihr das Herz brechen. Nein, Rosa darf nicht, kann nicht fliehen. Es hat ja der alte Miko für sie gejagt, sie ist sein Eigenthum. Aber kann mein Bruder nicht bleiben? muß er von hinnen?“

„Ich muß, oder ich bin verloren;“ sprach er mit dumpfer Stimme.

Sie blickte mit thränendem Auge zum Himmel, — „Rosa,“ flüsterte sie, „weiß es — ja, sie weiß es:“ sprach sie zu sich selbst. „Und sie ist nun hierher geeilt zu ihrem Bruder, es hätte ihr sonst das Herz zerrissen. Sie hat es nicht mehr aushalten können. Sie mußte zu ihm, damit er nicht glaube, daß sie es ist, die ihn gefangen hält. Sie hat,“ flüsterte sie leise, „gebeten, sie hat geweint, sie hat sich auf die Kniee vor Canondah geworfen; Canondah will nicht. O sie ist gut, sehr gut, sie ist der Trost Rosas; aber sie fürchtet sich vor dem Miko und den Ihrigen.“ Das Mädchen schauerte sichtlich zusammen, als sie

diese Worte sprach. „Der Miko," fuhr sie geheimnißvoll fort, „hat geschworen, jeden Yankee zu tödten, der ihm in seinem Wigwam nachspäht."

„Aber ich bin kein Yankee;" erwiederte der Jüngling mit einiger Heftigkeit.

Sie schüttelte das Köpfchen. „Rosa würde Dir gern glauben; aber sie kennt Dich weniger als Canondah, und meine Schwester ist klug und hat nie eine Lüge gesagt. Rosa muß auch ihr glauben."

„Unseliger Irrthum!" rief er.

„Nicht alle Yankees sind Späher," versetzte sie, „und Du sollst nicht für das Böse, das Deine Brüder dem Miko gethan, büßen."

„Ich bin aber kein Yankee," versetzte er unwillig, „so wahr ich lebe. Glaube mir doch, theure Schwester."

„Warum will mein Bruder denn nicht den Miko erwarten?"

„Weil dieser mich gewiß dem Seeäuber aufopfern würde. Doch an meinem Leben liegt wenig; aber mein Eid gebietet, meine Ehre fordert, daß ich so bald als möglich von Euch scheide."

Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Mein Bruder," sprach sie, „muß sich selbst und sein Volk kennen.

Wenn er die arme Rosa täuscht — so hat er ihrem Wehe vielleicht früher ein Ende gemacht;" setzte sie leiser hinzu. „Lebe wohl!"

Sie verlöschte die Fackel und verschwand zwischen der Oeffnung.

Das Mädchen war wie ein Traumbild gekommen und wieder verschwunden. Die ganze Nacht stand das edle Gesicht vor seiner Phantasie und noch den Morgen konnte er es nicht aus dem Sinne bringen. Was hatte ihr geheimnißvoller Besuch zu bedeuten?

Es war ein schwacher Hoffnungsstrahl; aber was vermochte sie, die selbst Gefangene war und mit dem Mißtrauen der Indianer so gut wie er zu kämpfen hatte? Von diesem Mißtrauen hatte er während der letzten vier Tage nur zu deutliche Beweise erhalten. Die Squaws waren beinahe jedem seiner Schritte gefolgt, und sie und die jungen Wilden hatten es an Ausbrüchen ihres gehässigen, feindseligen Wesens nicht fehlen lassen. Von mehrern Seiten her war ihm das drohende Wort Yengheese zugerufen worden. Die Canoes waren von ihrem Ankerplatze verschwunden und auf seinen Irrfahrten im Walde hatte ihn die junge Brut nie aus den Augen gelassen und ein gel=

lend höhnendes Gelächter erschallte jedes Mal, so wie er unverrichteter Sache aus dem Dickicht herauskam, in das er kaum fünfzig Schritte einzudringen vermocht hatte. Die letzten Worte der Indianerin waren ihm nun deutlich geworden. Er hatte wirklich während der letzten vier Tage Versuche gemacht, aus dem Walde zu entkommen. Nun war ihm die Gewißheit, daß er Gefangener sey.

Eine andere schlaflose Nacht war hereingebrochen. Er lag auf seinem Lager mit Unruhe und schweren Träumen kämpfend, als abermals Rosa in sein Stübchen trat, eine Kienfackel in der Hand, in deren Spalte eine Kohle steckte. Sie blies sie rasch zur lodernden Flamme und trat dann schnell zu ihm.

„Erwache, erwache, mein Bruder!“ rief sie freudig und froh, und eine fieberische Röthe leuchtete auf ihren Wangen. „Erwache, Canondah wird sogleich hier seyn.“

„Was ists, theures Mädchen?“ rief er, von seinem Lager aufspringend.

„Canondah wird es Dir sagen;“ rief sie und die Thränen drangen ihr in die Augen.

Ihre Stimme, ihr ganzes Wesen zeugte von einer

Aufregung, einer Leidenschaftlichkeit, die etwas Wahnsinnartiges hatte.

„Um Gotteswillen, Rosa, was ists, das Dich so außer Fassung gebracht hat?“

„Canondah,“ sprach das Mädchen, „o, mein Bruder darf nun nicht mehr fürchten, er wird — “

„Höre, mein Bruder!“ sprach die Indianerin, die rasch zur Thüre herein getreten war, ihre starren, leblosen Augen auf ihn richtend. „Höre;“ sprach sie mit zagend stockender Stimme und einer Feierlichkeit, die ihr etwas Schreckhaftes gab, „Canondah will thun für ihren Bruder, was das Auge ihres Vaters und ihres Volkes trüben wird; denn sie liebt die weiße Rose sehr und sie kann ihre Thränen nicht länger mehr anschauen. Sie will ihrem Bruder den Pfad zeigen, der über den Sumpf führt und will ihn über den Fluß rudern. Will mein Bruder bei dem großen Geiste, den sein und ihr Volk anruft, versprechen, daß er nie seinem Volke, unsern weißen Feinden, den Yengheesen, verrathen will, wo er gewesen und was seine Augen gesehen? Will er versprechen, daß er ihnen nicht den Pfad zeigen will, der zu den Wigwams der rothen Männer führt?“

„Gewiß!“ rief der Britte, „ich verspreche es auf das heiligste.“

„Dann nimm diese Kleider,“ sprach sie, ihm einen indianischen Anzug reichend. „Diese,“ auf die seinigen deutend, „würden bald von Dornen zerrissen seyn. Der Fußtritt, den die Mocassins einprägen, ist sehr sanft, und in wenig Sonnen, wenn unser Volk zurückkehrt, werden sie es nicht mehr sehen. Hier ist rothe Farbe,“ fuhr sie fort, „unsere Männer werden Dir nachsetzen und vielleicht mag es sie auf eine falsche Spur leiten. Sey schnell.“

Der junge Mann stand noch immer seiner selbst unbewußt.

„Ums Himmelswillen sey schnell;“ flüsterte ihm Rosa in der Thüre zu. „Die Wasservögel fangen an zu schreien, es ist hohe Zeit.“

Beide Mädchen traten vor die Thüre. Er schlüpfte mechanisch in das Hirschfellwamms, warf das Jagdhemde über sich und war eben mit dem Gürtelhemde beschäftigt, als die Indianerin eintrat. Sie half ihm, band die Mocassins an seine Füße und schlang den Wampumgürtel um seinen Leib.

„Hier ist eine Wolldecke;“ sprach sie, eine solche

über ihn werfend. „Hier eine Jagdtasche mit Pulver und Blei, hier eine andere mit Kuchen und Wildpret, und dieses Gewehr wird Wasservögel tödten und mit diesen," ihm Stein, Stahl und Schwamm reichend, „wird mein Bruder Feuer machen, um die Vögel zu rösten." Sie hing jedes Stück um ihn mit einer Sorgfalt, die sonderbar mit ihrem beinahe leblosen Erstarren abstach.

„Mein Bruder," sprach Rosa, deren Wesen sich nun plötzlich in Würde und feierlichen Ernst verwandelt hatte, „lebe wohl, und wenn Du einst eine glücklichere Schwester siehst, dann sage ihr von Rosen und sie wird eine Thräne ihrer Schwester weinen."

Der Jüngling stand noch immer seiner selbst unbewußt. Plötzlich rannte er zur Thüre und umschlang das schöne Mädchen. Sie wand sich aus seinen Armen und sank hülflos ohnmächtig auf die Erde nieder.

Die Indianerin sprang hinzu, hob sie vom Boden und, sie zum Lager tragend, drückte sie einen Kuß auf ihre Wangen; dann faßte sie den Jüngling bei der Hand und eilte mit ihm aus der Hütte.

Sie glitt durch die Laube, stahl sich durch die Hecken und Gebüsche und eilte an den Hütten vorbei,

so schnell, so leise, daß ihm der Athem und das Sehen verging. Gleich einer dunstigen Nachtgestalt schwebte sie vor ihm im dunkeln Sternenglanze und durch den düstern Nebel ohne Ruhe, ohne Rast, bis sie den dunkeln Wald betreten hatte. Ein tiefer Seufzer entfuhr ihrer Brust. Sie sprach jedoch kein Wort und eilte schnell ins Innere. Es war finstre Nacht im tiefen Walde. Kein Laut zu hören, kein Lichtstrahl zu sehen. Immer tiefer rannte sie. Nun ertönte ein lautes Getöse, wie das entfernte Gemurmel eines herannahenden drohenden Haufens.

„Wir sind entdeckt," rief der Jüngling, „die Eurigen sind uns auf der Spur."

„Nein," sprach die Indianerin im tiefen Tone, „es sind die Bullfrösche."

Das Gebrüll wurde schauerlicher und schauerlicher. Sie näherte sich dem Sumpfe, der unter ihren Füßen zu beben schien im fürchterlichen Gebrülle dieser Thiere, zwischen welchem dann und wann das dumpfe Stöhnen eines noch nicht ganz erstarrten Alligators sich hören ließ.

„Nun halte Dich dicht an mich;" sprach die Indianerin, nachdem sie beinahe eine Stunde gerannt waren.

Ihre Schritte wurden nun äußerst behutsam. Sie streckte einen Fuß vorwärts, zog ihn wieder zurück, trippelte eine Strecke weiter und versuchte den Grund auf dieselbe Weise. Wieder kam sie zurück und kauerte sich dann auf die Erde nieder, von der sie Haufen von Gras und Lehm weghob.

„Wir sind auf den Stämmen, die die Unsrigen über den Sumpf gelegt haben. Halte Dich nun am Zipfel meines Kleides."

Er faßte den Zipfel und Beide schritten weiter.

„Fasse mich mehr," rief die Indianerin, „und habe Acht, ein falscher Schritt begräbt Dich für immer im Schlamme."

Sie waren endlich über dem Sumpfe.

„Wirf Deine Wolldecke über den Kopf," sprach sie, als sie am jenseitigen Rande des Sumpfes angekommen waren. „Der Wald auf dieser Seite ist voll von Dornen. Tritt in meine Fußstapfen; der Schlangen sind hier viele und ihr Stachel ist tödtlich. Bücke Dein Haupt, oder die Dornen werden Dir Dein Gehirn aufreißen."

„Was ist das?" schrie der Jüngling, der fort=

schreitend plötzlich sich seine Wolldecke vom Leibe gerissen fühlte.

Seine Führerin trat zurück. „Es ist der große Dorn; mein Bruder muß sein Haupt neigen und seine Jagdtasche über Brust und Kopf halten, sonst werden ihn die Dornen durchbohren.“

Sie löste seine Decke vom Dorne und schritt weiter. Sie waren nun am Ufer des Sabine angelangt. Ohne einen Augenblick zu verlieren, sprang die Indianerin auf eine hohle Eiche zu.

„Mein Bruder,“ sprach sie, „muß mir helfen das Canoe ins Wasser schieben.“

Beide nahmen das leichte Schiffchen und trugen es ohne Mühe an's Ufer hinab. Ein Stoß brachte es auf das Wasser. Sie nahm nun die Ruder und bat den Britten, stille zu sitzen.

Der Ruderschlag störte Hunderte von Schwänen, wilden Gänsen, Kranichen und Enten auf, die der ungewohnte Lärm in allen Richtungen über ihre Köpfe hinschwirren machte. Das Canoe glitt jedoch durch die Fluthen, leicht wie eine Feder, dem Floßthiere nicht unähnlich. In wenigen Minuten hatten sie das

östliche Ufer erreicht. Als sie an's Land gestiegen, nahm die Indianerin die Hand des Britten.

„Mein Bruder muß nun seine Ohren öffnen, er darf kein Wort seiner Schwester auf den Boden fallen lassen. Sieh, die Wiesen auf dieser Seite des Wassers sind leer und der Bäume sind nur wenige. Mein Bruder muß zuerst dem Ufer dieses Flusses entlang aufwärts gehen, bis die Sonne sich neigt und bis die Nacht vorüber ist, dann mag er sein Antlitz der aufgehenden Sonne zuwenden und dem Winde, der rauh und kalt ihm ins Gesicht bläst. Weiß mein Bruder, von welcher Himmelsgegend der Wind heult? Die Bäume werden es ihm sagen; sie sind rauh auf der Seite, wo sie angeblasen werden. Der Sümpfe sind nicht viele. Wenn mein Bruder aber zu einem kommt, muß er wissen die zu täuschen, die vielleicht ihm folgen werden.“

Sie hielt inne, als ob sie eine Antwort erwartete. Der junge Mann schien jedoch in Gedanken verloren.

„Meines Bruders Pfad,“ sprach sie, „muß gekrümmt seyn.“

Wieder hielt sie inne und dann sprach sie mit einer Stimme, deren sanft melodischer Ton das Innerste

durchbebte. „Mein Bruder ist nun frei und sein Pfad liegt offen vor ihm. Wenn er in die Wigwams seines Volkes kömmt, dann mag er den weißen Mädchen zulispeln, daß die Töchter der rothen Männer nicht weniger großmüthig sind, als die der weißen. Möge mein Bruder nie vergessen, was die weiße Rose und ein rothes Mädchen gethan haben, um seinen Pfad zu öffnen. Es wird vielleicht den Tomahawk ihres Vaters in ihrem Gehirne begraben;“ flüsterte sie mit hohler, beinahe geisterartiger Stimme.

„Canondah!“ rief der Jüngling in starrem Entsetzen. „Um Gotteswillen, Canondah! was ist dieß? Was meinst Du damit? Droht meine Flucht Dir mit Gefahr? Nein, nimmer soll es das — ich will zurück. Ich will den Miko erwarten und den Seeräuber.“

Aber das Mädchen hatte seine Hand fahren lassen und war das Ufer hinabgeflohen. Er rannte ihr nach, aber sie war bereits im Canoe, das leicht und schnell über dem Wasserspiegel hinflog. Ein dumpfes Lebewohl tönte noch herüber durch den Nebelschleier, und dann waren nur noch einzelne Ruderschläge zu hören. Er rief sie bei ihrem Namen; sie gab keine Antwort. Er beschwor sie ihn mitzunehmen; aber auch der letzte

Wellenschlag war nun verklungen. Nichts als die gellenden Töne der Wasservögel waren noch zu hören.

Wir überlassen ihn nun seinen Gedanken, um zu einem Manne zurückzukehren, den wir bereits eine Weile aus den Augen verloren haben, und der als ein merkwürdig geschichtlicher Charakter zu sehr unser Interesse in Anspruch nimmt, um nicht von allen Seiten beleuchtet zu werden.

Eilftes Kapitel.

Denke, was Du willst; wir bemächtigen uns alles seines Geräthes, seiner Güter, seines Geldes und seiner Ländereien.

Shakespeare.

Jener abenteuerliche Geist, der die anglo-normännische Nation vor allen übrigen Völkern so sehr auszeichnet und sie seit Jahrhunderten in die entferntesten Zonen getrieben, rastlos und nimmer ruhend, trotzig und geschmeidig, habsüchtig und großmüthig, die ganze Erde mit ihrem kaufmännisch erobernden Netze überspannend; dieser abenteuerlich kühne und verschlagene Geist hat sich in mehr als vollem Maße

auf die Abkömmlinge dieser Nation vererbt, die die ausgedehnten Strecken zwischen dem Missisippi und dem atlantischen Meere bewohnen.

Noch sind keine siebzig Jahre seit der Gründung ihres Freistaates verflossen, und bereits wehen ihre Flaggen auf allen Meeren, brüllt der Donner ihrer Kriegsschiffe vor allen Mündungen, und der sinnvolle Yankee ist in allen Seehäfen, die äußersten Gränzen des östlichen Hochasiens und des indischen Archipels, des Caps der guten Hoffnung und des eisigen Rußlands mit einander verbindend, und trotzig seinem Verwandten die lange geübte Herrschaft und Handelschaft bestreitend. Beinahe scheint es, als ob die Vorsehung ihn zugleich auch dazu bestimmt hätte, den Samen der Freiheit gleich Zugvögeln über die ganze Erde zu verbreiten und so die Habsucht zu veredeln, die seinem waghalsigen Spiele zum Grunde liegt.

Es ist leicht zu erachten, daß ein so rastloser Unternehmungsgeist, der unter tausend Schwierigkeiten und Gefahren sich den Weg zu den barbarischsten und wieder civilisirtesten Nationen zu bahnen gewußt, und der eigentlich, seit der Auswanderung Sir Walters und seiner Genossen, und der frommen, doch

nicht weniger abenteuerlichen Väter von Plymouth, in Bruder Jonathan nie zur Ruhe gekommen war — eine so herrliche Gelegenheit, als ihm die Erwerbung von Louisiana so ganz in der Nähe darbot, nicht unbenützt lassen werde. Und wirklich war die Umwälzung, die dieser Erwerb im Innern der Staaten zur Folge hatte, von einer zweiten Revolution wenig oder nichts verschieden, und die Züge der tausend Abenteurer, die zu Fuß und zu Pferd, zu Wagen und in Fahrzeugen aller Art, auf allen Pfaden und Strömen dem neuen Canaan zueilten, kamen mit der Auswanderung der Israeliten auch darin überein, daß beide ihren zeitlichen Vortheil hinter höhern Tendenzen geschickt zu verbergen wußten.

Es waren nun bereits mehr als zehn Jahre verflossen, seitdem dieser ungeheure Landesstrich mit den Staaten vereinigt worden war. Dieser Zeitraum ungestörten und vollen Besitzes, sollte man gedacht haben, würde allmählig den Wanderungen ein Ziel gesetzt, und die genauere Kenntniß des Landes jene sanguinischen Erwartungen enttäuscht haben, denen sich Tausende überlassen hatten, ihre liegende Habe

aufgebend und mit ihrer fahrenden dem neuen Lande zueilend.

Allein so tief ist das unruhige Wanderleben in unser ganzes Wesen verwoben, daß die tausend gescheiterten Versuche nur dazu dienten, es desto mehr anzufachen. Der nach der Vereinigung plötzlich, gleich einem reißenden Strome dem Missisippi zugeeilte Schwarm von Müßiggängern und mittellosen Abenteurern war nun zwar verstoben; aber die Nachzügler hörten deßhalb nicht auf, nur mit dem Unterschiede, daß sie, durch Erfahrung gewitzigt, das in der Tiefe des Bodens suchten, was Jene auf der Oberfläche zu finden glaubten, und, weniger sanguinisch, sich mit der nördlichen Hälfte des Staates begnügten, während Jene den Süden gewählt und da großentheils den Fiebertod gefunden. Es war ein kräftiger Schlag, der nun nachgefolgt kam, um das in Besitz zu nehmen, was, nach ihrer Meinung, mit ihrem Gelde gekauft worden war. Hunderte, ja Tausende wanderten jährlich aus dem fernen Osten in langen Zügen von Männern, Weibern, Kindern und Sklaven, um sich einen kräftigern Boden und eine offenere Handelsstraße zu suchen; die Wälder ertönten von den Schlä-

gen der Aexte und der Donnerstimme des Hinterwäldlers, und Städtchen und Pflanzungen entsproßten dem üppigen Boden, so schnell und so zahlreich, als wenn sie wie die Pilze über Nacht aus demselben geschossen wären. In die wildesten und entferntesten Gegenden, die noch nie ein menschlicher Fußtritt, den des indianischen Jägers ausgenommen, betreten, und Hunderte von Meilen von jeder Wohnung entfernt, waren sie gedrungen, ihre Familien und Habe auf bedeckten Booten nachschleppend, die sie mit unsäglicher Mühe die Ströme hinaufzogen, welche sich auf der westlichen Seite in den Missisippi ergießen. So war bereits zu dieser Zeit der Grund zu vielen gegenwärtig bedeutenden Städten Louisianas gelegt, und wenn man den Scharfblick bewundert, mit denen diese großentheils schlichten Landbewohner die Lagen ihrer Städte gewählt hatten, so kann man dem wahrhaft ungeheuern Unternehmungsgeist und der Standhaftigkeit, die sich Jahre lang in eine Wildniß verbannen konnte, um sich durch eigene Kraft eine bessere Existenz zu gründen, nicht zu viele Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Diese gelegenheitlichen Bemerkungen dürften nicht

überflüssig seyn, um die Scene zu erklären, die wir nun unsern Lesern mitzutheilen gedenken.

Wir haben den Miko mit seinen Kriegern und Männern am Ufer des Natchez in dem Augenblicke verlassen, wo sie in ihre Canoes eingestiegen waren. In diesen waren sie eine geraume Strecke den Fluß aufwärts gefahren. Da wo der Natchez, sich gegen Westen wendend, beinahe einen Winkel bildet, hatten sie ihre Fahrzeuge verlassen und, nachdem sie nochmals eine ernste Berathschlagung gehalten, sich in drei Haufen abgetheilt und in verschiedenen Richtungen getrennt. Die Berathschlagung war durch eine ernstliche Einschärfung des Misko an seine jungen Männer beschlossen worden, die darauf hinausging, sie strenge vor jeder Jagdgebietsverletzung zu warnen. Diese Warnung war um so weniger überflüssig, als der wilde Sinn der Jüngeren häufig eine Art Ehre darin fand, jene fingirten Gränzlinien zu überschreiten, welche die verschiedenen Stämme sich zu ihren Jagdrevieren festgesetzt hatten, und die so jene immerwährenden Kriege veranlaßten, die beinahe stets wegen solcher Jagdgebietsverletzungen ausgebrochen waren. Im gegenwärtigen Falle war Vorsicht um

so nöthiger, als das Völkchen, erst vor wenigen Jahren angekommen, auf eigenes Jagdrevier weder durch innere Stärke noch verjährten Besitz Anspruch machen konnte, und auf jeder Seite an mächtige Nachbarn stieß. Die buffaloreichen Hochebenen von Texas, Sonora und Santa Fe waren nämlich von den Cumanchees seit undenklichen Zeiten angesprochen; in dem zwischen den Ozarkgebirgen *) und den Arkansas gelegenen großen Landstrich theilten sich die Osagen und die Pawneese des Toyaskstammes; die jenseits des Sabine gelegenen Hochebenen waren von den schwächern Stämmen der Sabiner und Coshattaes besessen, die zwar keinen kräftigen Einspruch wagen durften, die aber, eben weil sie hülflos ganz von der Jagd abhingen, geschont werden mußten. So blieb unsern Indianern bloß der lange und sich allmählig erweiternde Gürtel zwischen dem Sabine und Natchez, und dem Ouachitta und Redriver übrig, und ein schmälerer, der von dem letztern Flusse ins Innere Louisianas führt: ein Landstrich, der, obwohl er ganz füglich die Bevölkerung eines der kleinern

*) Sie erheben sich zwischen dem Missisipi und den Felsenbergen oder Rockymountains.

europäischen Königreiche hätte fassen können, den Indianern selbst sehr beschränkt vorkommen mochte.

Der Häuptling hatte mit beiläufig zwanzig der bewährtesten Krieger den schmalen Strich, der sich zwischen dem Arkansas und Redriver herabzieht, gewählt. Bereits waren zwei Wochen seit der Trennung verstrichen, während welcher er auf seinem Zuge die Wälder und Ebenen durchzogen, die sich oberhalb dem Natchitoches gegen den letzterwähnten Fluß herabsenken. Er saß nun so eben im Kreise der Seinigen am Abhange eines Felsens, nahe bei einer Salzquelle, an der er den Morgen auf dem Anstand gelauert und allem Anschein nach eine treffliche Beute erjagt hatte. Fünf alte Krieger lagen neben ihm vor einem Feuer, über dem ein Kessel hing, der ihr Mahl enthielt. Um ein zweites waren Pfähle in die Erde getrieben, über denen Querhölzer sich kreuzten, auf denen Hirschkeulen und Vorderschenkel zum Trocknen hingen. Fünf bis sechs jüngere Wilde waren mit dem Ausweiden der Thiere beschäftigt, denen sie die Haut abzogen, die Vorderschenkel und Keulen abschnitten, und nach einander an die Hölzer hingen. Zahllose Raubvögel, vom Geruche angezogen, schossen jeden

Augenblick aus der Höhe herab, so wie einer der übrigen Theile von ihnen auf die Seite geworfen wurde.

Das gewöhnliche tiefe Stillschweigen war auch hier bemerklich: nur zuweilen waren einige kurze Sätze zu hören. Der Miko, in tiefes Nachdenken versunken, schien an dieser Unterhaltung, die zeitweilig zwischen seinen Männern statt fand, keinen Antheil zu nehmen oder höchstens den eines uninteressirten Zuhörers. Diese Unterhaltung bestand in abgerissenen Ausrufungen oder kurzen Sentenzen, die eben so schnell ausgestoßen, als wegen Mangels an Ideenverbindung wieder abgebrochen wurden.

„Wineachi," sprach der dem Miko zunächst liegende Wilde, „ist schon lange auf dem Späherpfade."

„Sein Auge ist das der Nachteule geworden;" erwiederte der Nächstliegende nach einer Weile.

„Die Elennte haben sich nach den obern Salzquellen gezogen;" sprach ein Dritter.

Wieder eine lange Pause.

„Mi=li=mach muß an der untern Quelle die Hirsche getroffen haben;" sprach ein Vierter.

„Hugh, Yankee!" ertönte es von den Lippen der

Jüngern, die so eben eines der getödteten Thiere anfaßten, um es auszuweiden. Sämmtliche Indianer wandten sich gegen die zwei Wilden, deren Augen durch die Geweihe eines Hirsches dringen zu wollen schienen.

Der alte Mann erwachte plötzlich; er richtete seinen kühn durchdringenden Blick auf die jungen Männer, die, so wie sie das bemerkten, ihm das Thier zuschleppten und es vor ihn hinlegten. Sorgfältig untersuchte er den Kopf des Thieres. Es war allem Anschein nach keine Spur einer Verletzung vorhanden; aber dicht am Stocke des einen Geweihes war eine leichte Reibung zu sehen, die von einer Kugel herrühren konnte. „Die Yengheese," sprach er, „haben hier gejagt; sie sind keine halbe Sonne von dem Orte, wo die Männer der Oconees ruhen."

Ein zweites „Hugh!" ertönte von Aller Munde.

„Meine jungen Männer müssen warten, bis Mili-mach kömmt," sprach er, auf das Thier deutend, und legte sich wieder, ohne ein Wort weiter zu sagen, in seine vorige Stellung. Auf einmal ballte er seine Faust, und seinen Daumen vor die Lippen haltend, stieß er einen langen durchdringenden Pfiff aus.

Wieder erfolgte eine lange Pause.

„Das ist die Kugel eines Yankee;“ nahm der erste Wilde wieder das Wort.

„Das Auge war gut, aber das Feuergewehr war kurz;“ sprach der Zweite.

Eine geraume Zeit war wieder verflossen, ohne daß eine Bemerkung weiter gehört worden war. Durch das Gebüsch kam trottend ein Wilder auf die Gruppe zu und lagerte sich, ohne ein Wort zu sprechen, neben seinen Gefährten.

„Haben die Männer der Oconees an der untern Salzquelle Hirsche gefunden?“ fragte nach einiger Zeit der Miko.

„Sie haben;“ war die Antwort.

„Gut;“ erwiederte der Miko.

„Will mein Sohn,“ sprach er nach einer Pause, auf den getödteten Hirsch deutend, „dem Miko sagen, wo der Yankee ihn gefehlt.“

Der Indianer sprang auf, kauerte sich vor dem Thiere nieder, und betrachtete aufmerksam das leicht verletzte Geweih.

„Es ist nicht zwei Sonnen, daß die Kugel ge=

schossen," sprach der Miko, „die Läufe sind nicht geschwollen, und der Schweiß ist noch im Rücken."

„Vielleicht die Kugeln der Krieger mit den langen Messern;" sprach der ihm zunächst Liegende.

„Kennt mein Bruder das Blei der Yankees so wenig?" sprach der Häuptling; „es ist die kleine Kugel eines Yankee, der in die Wälder gezogen. Mi-li-mach wird seine Spur finden."

Der Indianer hieb nun mit seinem Messer die Gelenke des Thieres ab, und einen Vorder- und Hinterlauf in seine Tasche steckend, fragte er: „Welcher unsrer Brüder hat seinen Pfeil verloren?"

Einer der Jüngern sprang herbei, und die Beiden trabten nun tiefer in den Wald.

Zwei Stunden mochten auf diese Weise verlaufen seyn. Die Wilden hielten so eben ihr Mahl, als ein durchdringendes Pfeifen gehört wurde. Sie horchten hoch auf. Nicht lange, so wurde dieses Pfeifen wiederholt, doch in einer von der vorigen ganz verschiedenen Tonleiter.

„Es ist Mi-li-mach," sprach der Miko; „er hat die Spur vieler Weißen."

Ein drittes Mal wurde dieses Pfeifen gehört, und wieder war der Ton verschieden.

„Es sind die Yengheese mit Aexten, die mit ihren Squaws und Kindern in die Wälder gekommen; die Männer der Oconees werden auch diese meiden müssen;“ sprach er bitter, und dann seine Hand zum Munde führend, stieß er ein langes, durchdringendes Pfeifen aus.

Nach wenigen Minuten wurden von mehreren Seiten her diese pfeifenden Töne vernommen, und bald darauf kamen die übrigen Wilden rasch auf das Feuer zugesprungen. Unter diesen der abgesandte Späher.

„Hat mein Bruder die Spur gefunden?“ fragte der Miko.

„Es sind Yengheese, die gekommen, um das Jagdgebiet der Oconees für sich zu nehmen.“

Ein bitteres Lächeln verzog den Mund des alten Mannes. „Ihre Hand,“ sprach er, „reicht vom großen Flusse bis zur großen Salzsee, und von der eingeschlossenen Salzsee, die das Land der Mexicos bespült, bis zum Lande, das eisig ist und dem Vater der Canadas gehorcht, aber sie haben nimmer genug.“ Und somit erhob er sich.

Alle waren aufgestanden, und einen Halbkreis um ihn bildend, erfolgte eine kurze Berathung. Als diese vorüber war, winkte der alte Mann dem zurückgekehrten Späher, und Beide gingen denselben Weg, den dieser so eben gekommen war.

Die Beiden waren mehrere Stunden durch den Wald fortgeschritten, als sie auf einer Anhöhe ankamen, von der sie eine ausgedehnte Aussicht über eine zu ihren Füßen liegende weite Niederung hatten, durch die ein breiter Strom sich hinwälzte. Beinahe am Ende derselben stiegen die Rauchwolken auf, und die Lüfte brachten die scharf knallenden Schläge von Aexten herüber. Der alte Mann hatte eine geraume Weile in finsterem Dahinstarren gestanden; endlich schritt er die Anhöhe hinab. Als er näher kam, schlugen menschliche Stimmen an sein Ohr, die Schläge der Aexte wurden dumpfer und voller; endlich erblickte er die Lichtung selbst. Der unglückliche Geizhals, der den heimlichen Versteck seines mühsam zusammengescharrten Schatzes bei seinem Erwachen plötzlich aufgewühlt erblickt, kann kaum so heftig vor dem seine Existenz vernichtenden Anblicke zurückprallen, als der Miko bei dem Anblicke dieser Lichtung.

Sie dehnte sich etwa über drei Acker aus. Das Erste, was seinem Auge auffiel, waren vier Hütten, roh aus Gestripp und Aesten aufgeführt, in denen mehrere Kinder lagen. Nicht weit von diesen weideten Pferde. Einige vom Rauche geschwärzte Weiber standen und saßen um zwei Feuer, über welchen Stangenpyramiden aufgerichtet waren, von denen Kessel hingen; andere saßen auf ihren Schaukelstühlen, ihre Säuglinge am Arme ganz gemächlich wiegend; wieder andere waren bei den Kesseln beschäftigt. Eine Schaar Buben trieb sich durch das rauchende Feld, dürre Zweige und Gestrippe sammelnd, das sie unter Klötze und Stämme schichteten und dann anzündeten. Die ganze Lichtung war eine Rauchwolke, durch die der Indianer hingeschritten, und bereits mitten unter die Amerikaner gekommen, ohne daß er gesehen worden wäre. Eben jedoch, wie er sich einem Hause zuwandte, dessen Balkengerüste bereits aufgezimmert und unter Dach war, bemerkten ihn die Weiber. Sie starrten ihn einige Augenblicke, wie es schien, ängstlich an, und riefen dann: „Ihr Männer, kommt doch her! — Kommt geschwinde!“ riefen sie immer ängstlicher.

„Was gibts?“ fragte ein gewaltig breitschultriger

Mann, der aus dem Hause heraus unter den Dachvorsprung getreten war. „Ah! eine Rothhaut! Hat die Euch in Schrecken gesetzt? Wohl, sie wird nicht die erste und nicht die letzte seyn.“ Und mit diesen Worten näherte sich der Hinterwäldler den Weibern und dem Indianer. Diese, durch die Gegenwart des Mannes etwas beruhigt, kamen nun an den Letztern heran und begafften ihn mit einer Neugierde von Menschen, denen, in ihrer tiefen Abgeschiedenheit, alles erwünscht kommt, was irgend eine Unterhaltung zu gewähren verspricht. Das wirklich ausgezeichnete Aeußere des Indianers jedoch, seine kolossale, obgleich verdorrte Gestalt und das Ernst gebietende Wesen, das in seiner Haltung lag, verbunden mit der gewählteren Kleidung, schienen die vorige Aengstlichkeit zu verbreiten. Sie entfernten sich schnell nach verschiedenen Seiten. Auch der Mann hatte unsern Häuptling scharf ins Auge gefaßt, ohne jedoch die mindeste Furcht blicken zu lassen.

„Du bist keiner der Osagen, Rothhaut;“ fragte er endlich Diesen.

Der Häuptling, der seinerseits die verschiedenen Arbeiten, oder, wie es ihm erscheinen mochte, den

Gräuel der Verwüstung aufmerksam betrachtete, gab keine Antwort.

„Auch nicht von den Pawnees?“ fuhr der Mann fort.

Noch immer keine Antwort.

„Höre! wenn Du in unsere vier Pfähle kommst, Rothhaut, so mußt Du wenigstens so höflich seyn, Antwort zu geben, wenn man Dich fragt;“ sprach der Hinterwäldler.

„Und Wer hat die Yengheese gerufen?“ sprach der Indianer.

„Yengheese! — Nimmst Du uns für Yankees? — Holla, Joe und John!“

„Hat die Weishaut,“ fragte nun der Indianer, seinerseits den Ausdruck gebrauchend, der verspottend seyn sollte, „vom großen Vater Erlaubniß erhalten, sich hier sein Wigwam aufzurichten?“

Der Hinterwäldler sah ihn mit großen Augen an. „Ob wir Erlaubniß erhalten, uns hier niederzulassen? Fürwahr für einen Wilden eine kuriose Frage. Das muß wahr seyn,“ sprach der Mann, „und zu einem freien Bürger — nein, das ist zu rund! Hört doch einmal, Männer,“ fuhr er fort, zu Joe und John

gewandt, die nun herbeigeschritten kamen, „diese Rothhaut da fragt alles Ernstes, ob wir auch vom großen Vater Erlaubniß erhalten haben, hierher zu kommen?“ Alle drei schlugen ein lautes Gelächter auf. „Das ist unser Land, baar bezahlt mit unsern Dollars und dem Boni abgekauft. Verstehst Du's?“

Der Indianer hatte, während sein Auge forschend von einem Gegenstande zum andern wanderte, keines der Worte verloren. Ohne einen der Hinterwäldler eines Blickes zu würdigen, schritt er nun dem Hause zu. Ein paar Blöcke, die vor dem Dachvorsprunge lagen, dienten zu Stufen. Er trat über diese unter den Dachvorsprung.

„Die Rothhaut ist verflucht keck;“ sprach der Erste der Männer.

„Er scheint ein Häuptling zu seyn,“ meinte ein Zweiter, „und zwar ein großer.“

„Häuptling hin, Häuptling her, groß oder klein. Wer gibt ihm das Recht, hier in unserm Lande uns auszufragen? Rothhaut,“ fuhr er fort, „Du möchtest gern einen Schnapps. Wenn Du nicht so unverschämt wärest, so hätte ich ihn Dir bereits angeboten;

nun aber mußt Du ihn bezahlen, so Du ihn haben willst."

Der Hinterwäldler stieg die zwei Blöcke hinan zur Oeffnung, die zur künf.igen Thüre bestimmt, bis jetzt aber noch mit einer Wolldecke verhängt war, und verschwand dahinter.

Die Männer und Weiber hatten sich in eine Gruppe zusammengezogen und lebhaft mit einander gesprochen; dann entfernten sie sich in verschiedenen Richtungen. Nur einige Buben waren zurückgeblieben, die neugierig den Indianer begafften.

Die Stämme des Hauses waren mit einer Anzahl von Sheriffsverkäufen, öffentlichen Versteigerungen und Anzeigen beklebt, die beinahe die ganze Breite des Hauses einnahmen. Eine dieser Anzeigen war mit großen Lettern und in großem Formate gedruckt. Des Häuptlings Blick fiel auf dieses Blatt und schien lange daran zu haften. Seine Pfeife aus der Tasche ziehend, riß er das Papier mit noch einem andern vom Stamme und löste den Rand ab, um diese anzuzünden.

Der Hinterwäldler war zurückgekommen, ein Glas Whisky in seiner Hand.

„Wohl denn, Rothhaut!“ sprach er barsch. „Wärest Du ein wenig höflicher gewesen, so hättest Du es umsonst; so mußt Du aber bezahlen.“

Der Indianer zog aus seiner Tasche ein Geldstück und warf es dem Hinterwäldler zu.

„Ei, das ist der Stoff;“ versetzte Dieser. „Das ist aber mehr. Willst Du für den ganzen Dollar?“

Der Indianer schüttelte den Kopf und schnitt den Finger zur Hälfte.

„Wohl;“ sprach der Hinterwäldler.

Unterdessen waren die Joes und Johns mit noch drei Hinterwäldlern wieder gekommen. Ganz unbefangen traten sie die Stufen hinan und betrachteten den Indianer aufmerksam.

„Verdammt! dieses Gewehr ist beinahe zu modisch für eine Rothhaut; es ist nicht aus einer amerikanischen Fabrik;“ rief Einer, indem er dem alten Manne den Doppelstutzer halb mit Gewalt aus der Hand wand.

Die fünf Hinterwäldler betrachteten das Stück aufmerksam, und ihre Miene nahm allmählig den Ausdruck von Mißtrauen an.

Der Wirth war mit zwei gefüllten Bouteillen,

einer Axt und einem Tragamboß zurückgekommen; die Bouteillen dem Indianer überreichend, nahm er den Dollar und hieb ihn auf dem Amboß in zwei Stücke, von denen er eines dem Indianer gab und das andere in die Tasche steckte.

„Ich bürg euch dafür," sprach Joe, „dieser Doppellauf dürfte die Soldaten im Fort drüben stutzen machen. Ei, und mit Gold eingelegt. Schau doch einmal her, Bill;" den Stutzer dem Wirthe reichend. Dieser hatte ihn seinerseits mit Kopfschütteln betrachtet. „Wohl, wohl;" sprach er endlich mit hämischem Lächeln. „Rothhaut, just recht, daß Du gekommen bist. Schau einmal her, der Name auf dem Gewehre ist um keinen Buchstaben länger noch kürzer, als der auf die Proklamation." Er wandte sich zu den auf dem Stamme, wie bemerkt, angeklebten Papieren. „Wo ist sie aber? sie ist verschwunden. Wo ist sie hingekommen, die Proklamation?"

„Die Rothhaut hat sie eingesteckt!" rief ein Bube, der vor dem Hause stand.

„Verdammt! da habt Ihr's;" rief der Wirth. „Wohl, Rothhaut, Dein Stutzer muß hier bleiben und Du auch, und Einer von uns muß hinüber auf

das Fort und dem Capitain melden, welchen Vogel wir gefangen.“

Der Wirth hatte kaum diese Worte gesprochen, als sämmtliche Hinterwäldler sich verloren. Der Indianer hatte sein Glas ausgetrunken und stellte dieses nun dem Wirthe zurück und, mit der Hand nach seinem Stutzer langend, wollte er diesen wieder in seinen Gewahrsam nehmen.

„Nichts dergleichen,“ sprach der Wirth; „dieser Stutzer bleibt hier und Du auch.“

Kaum waren diese Worte gesprochen, als der Indianer einen gellenden Pfiff that. Die Hinterwäldler waren wiedergekommen, Jeder mit einem langen Stutzer im Arme.

„Du siehst,“ sprach der Wirth, „es hilft kein Widerstand; und das Beste ist, Du ergibst Dich gutwillig.“

Er erhielt ein so fürchterlich gellendes Geheul aus dem Walde zur Antwort, daß die Weiber und Kinder schaudernd an einander krochen.

„Was soll das bedeuten?“ fragte der Hinterwäldler.

„Yengheese!“ ertönte es aus zehn Kehlen und zu

gleicher Zeit stürzten die Oconees gleich Tigern durch den dichten Rauch und sprangen in gewaltigen Sätzen dem Hause zu. Die Hinterwäldler hoben, nichts weniger als entmuthigt, ihre Gewehre; doch während sie so auf den Häuptling und die Indianer anschlugen, hatte ein zweiter Haufe von Wilden sich um das Haus herumgewunden und sich zwischen die Männer und Weiber gedrängt, welche Letztere so ganz in ihrer Gewalt waren.

Der Häuptling war, ohne sich zu regen, wie ehern da gestanden; nun fiel sein stolzer Blick auf den Hinterwäldler und zugleich streckte er seine Hand ein zweites Mal nach seinem Stutzer aus. Noch immer zögerte Dieser; sein trotziger Blick fiel fragend auf seine gewaltigen Gefährten, die fest dastanden, ihre Gewehre schußfertig haltend; dann schweifte sein Auge auf die düstre Schaar der Wilden, die, Hunden gleich, nur das Zeichen zum Angriff zu erwarten schienen. Die schreienden und Hände ringenden Weiber und Kinder jedoch entschieden.

„Gib ihm sein Gewehr zurück, Mann;“ rief die Eine.

„Um Gotteswillen, denkt an Eure Weiber und Kinder!“ eine Zweite.

„Laß den Mann gehen!“ eine Dritte.

„Rothhaut!“ sprach der Wirth, „schau zu, hier ist unterdessen Dein Gewehr; aber wir werden Dich zu finden wissen.“

Als der alte Mann sich wieder im Besitze seiner Waffe fand, winkte er stolz den Hinterwäldern, und durch sie über die Blöcke auf festen Grund schreitend, trat er in die Mitte seiner Getreuen. Diese trabten schnell um ihn herum und, einen Kreis bildend, sprangen sie mit einem zweiten Geheul dem Walde zu. Die verblüfften Hinterwäldler mit ihren zitternden Weibern und Kindern starrten ihnen mit offenen Mäulern nach.

Es gibt Seelen, die, gleich gewissen Schalthieren, das, was sie einmal in sich aufgenommen, nie wieder von sich geben, bis der Tod es ihnen entreißt; Seelen, die Riesenleidenschaften in sich aufgenommen haben, die sie, so wie der Schwärmer seine Göttin, so als Idol in ihren Herzen herumtragen; in der tiefsten

Erniedrigung und auf der höchsten Stufe des Ansehens, im bodenlosen Abgrunde des Jammers und der glänzenden Höhe der Gewalt, tragen sie diese Leidenschaft mit sich umher, und sie erstarrt gleichsam mit ihren mürbe werdenden Knochen und wird alt und zähe mit ihren verdorrenden Sehnen und lebt und stirbt mit ihnen. Sie erscheint ihnen bei Tag und bei Nacht und spornt sie schlafend und wachend, sie hat sich gleichsam in die Fibern ihres Innern eingesponnen und ist alt und sehnig mit ihnen geworden. Ein solcher Charakter war Tokeah, und eine solche Riesenleidenschaft sein Haß gegen die Weißen. Er war der letzte Sprosse, der letzte der Mikos oder Könige der Oconees, des Hauptstammes der Nation der Creeks. Seine Vorfahren waren Beherrscher der weiten Strekken gewesen, die sich vom Oconeeflusse gegen den Coosa herabziehen. Von dem weiten Gebiete seiner Ahnen war nur wenig auf ihn gekommen, von ihrer Freiheitsliebe, ihrem Stolze alles. Von seiner frühesten Jugend hatte er die Weißen als die Räuber seines Erbtheiles, als die Unterdrücker seiner Nation bitter gehaßt; jeder neue Eingriff in die Rechte seines Volkes hatte diesen Haß tiefer gewurzelt, so daß er

zuletzt gewissermaßen sein Seyn ausmachte. Es hatte dieser Haß einen seltsamen Charakter aus dem Manne gebildet. Die tiefsten Demüthigungen, der schneidendste Hohn dieser Weißen war eben so spurlos an seinem Gesichte abgeprallt, wie ihre zuvorkommendste Güte, ihre edelmüthigsten Aufopferungen ihm kaum ein Lächeln abzwangen. Gleich gefühllos gegen beide, war er sich ihnen gegenüber stets gleich geblieben. Kalt, ruhig, ehern dem Anschein nach, brütete sein starker Geist in scheinbar indolenter Ruhe das Verderben seiner Feinde.

Von frühester Jugend war er im steten Kriege mit ihnen begriffen gewesen. Zahllose Schlachtopfer waren von seinem Tomahawk niedergeschmettert worden. Als er sah, daß seine wilde Kraft und seine barbarischen Tücken nur wenig gegen ihre überlegenen Kenntnisse vermochten, so benützte er die Schulanstalten, die der menschenfreundliche Oberst Hawkins unter seinen Landsleuten eingeführt hatte und lernte, bereits zum Manne gereift, noch lesen und schreiben, um so, wie er sich äußerte, „einen klaren Pfad zu den abwesenden und todten Rathgebern seiner Feinde — ihren Büchern — zu haben;“ und als auch diese Anstrengung, so un-

geheure Selbstüberwindung ihm auch das Ausharren gekostet, ihn in nichts weiter gebracht hatte, machte er einen letzten Versuch, sich mit dem kühnen und gewaltigen Te-cum-seh zur gemeinsamen Feindesvertilgung zu verbinden. Auch dieser scheiterte; seine Plane wurden entdeckt und vereitelt durch die überlegene Macht und Geschicklichkeit seiner Feinde, die ihn selbst seinem eigenen Volke verdächtig zu machen gewußt hatten, und Tokeah, ohne den Schlag abzuwarten, der ihn vernichtet haben müßte, verließ mit etwa sechzig ihm treu gebliebenen Oconees und ihren Familien das Land seiner Väter, um einen Zufluchtsort in den Wäldern jenseits des Missisippi zu suchen. Auch dahin begleitete ihn sein unbezwingbarer Haß und sein Durst nach Rache. Er hatte zuerst bei den Pawneese des Toyaskstammes am obern Redriver angerufen. Als Diese ihm kein Gehör gaben und seine weitaussehenden Pläne verspotteten, wandte er sich an die Osagen, wo er gleiches Schicksal fand. An seiner eigenen Nation verzweifelnd, war er den Sabine herabgewandert, und da er diesen Fluß von den Indianern gleichen Namens besetzt fand, so ging er noch tiefer. Das schwache Völkchen der Coshataes wies

ihn auf die Landstrecke zwischen dem Natchez und Sabine hin, und da war es, wo er wirklich Ruhe fand und wo ihn beiläufig fünf Jahre nachher der Seeräuber traf.

Dieser, dem sein Versteck, unfern von den Mündungen des Missisippi, auf der Insel Barataria, nichts weniger als sicher geschienen haben mochte, war wahrscheinlich in die Bucht des Sabinersees und die Mündung des Natches mit dem ähnlichen Vorsatze gedrungen, auf den Fall eines Angriffs einen zuverlässigern Schlupfwinkel zu suchen. So war er bis zu dem Wigwam des Indianers gekommen. Der erste Gedanke, als er und seine ruchlosen Gesellen das blühende Dörfchen sahen, war der von Plünderung und Befriedigung ihrer thierischen Lüste gewesen; bald hatten ihm jedoch das einfach Edle des Dörfchens und die sichtlichen Spuren von Cultur andere Gesinnungen eingeflößt. Im Vertrauen, daß die Bewohner keine eigentlichen Wilden mehr seyn könnten, war er dem Walde zugeschritten und hatte seine Hand zur Freundschaft dargeboten.

Der Indianer hatte das Bild seiner Feinde zu lebhaft vor Augen, um nicht beim ersten Anblicke

zu ersehen, daß der Fremdling keiner der gehaßten Yankees sey. Er nahm daher willig die ausgestreckte Rechte. Dem Seeräuber war es seinerseits nicht schwer geworden, die schwache Seite des Indianers herauszufinden, und die rasche Erklärung, daß auch er ein geschworner Feind der Yankees sey, besiegelte das neue Freundschaftsband.

Obgleich jedoch der Miko die angebotene Allianz des Piraten mit der Gier eines rachedürstenden Gemüthes erfaßte, innerlich triumphirend, daß ihm das Schicksal einen neuen Bruder zugeführt, der ihm helfen würde, die Unbilden, die er von den Weißen erlitten, zu rächen: wenn so die Feindschaft des Seeräubers gegen die Weißen Diesem Ansprüche auf des Indianers Vertrauen und Freundschaft gab, so waren doch andrerseits mehrere Punkte, die ihn wieder zweifelhaft machten.

Der Indianer hatte auch nicht die entfernteste Idee von dem eigentlichen Charakter des Seeräubers, oder den Verhältnissen, in denen er zur übrigen Welt stand. Er wähnte ihn das Oberhaupt eines Volksstammes, wie er selbst war, der aus Kriegern, Weibern und Kindern bestand. Von dem desperaten Leben

seines Alliirten hatte er selbst nicht einmal einen Begriff. Es waren ihm zwar, im Verlaufe der zwei Jahre und bei näherer Bekanntschaft, gewisse Umstände verdächtig vorgekommen; die verschiedenen Hautfarben seiner neuen Alliirten, die aus allen Nationen der Welt zusammengesetzt waren, ihr rohes Wesen und besonders ihr viehisches Verlangen nach den Indianerinnen, das häufig mit blutigen Messerstichen abgewiesen worden war, hatten ihn allmählig mehr und mehr von ihnen entfernt, immer jedoch war er noch über die Hauptsache im Dunkeln.

Schroff und unzugänglich, wie er jedem Gefühle war, dem der Rache und des Hasses gegen seine Feinde ausgenommen, so lebte und webte er doch dem Wohle und für den Ruhm seines Volkes; für jeden Einzelnen dieses Volkes, das er als die Blüthe der Creeks ansah, würde er gern sein Leben aufgeopfert haben. Er war wirklich der zärtlichste, sorgfältigste Vater der ihm übrig gebliebenen Getreuen, und Diese selbst hingen mit jener blinden Liebe an ihm, die nur durch lange Beweise von Aufopferung, Güte und Milde erzeugt wird. Achtung für seine hohe Geburt, Gewohnheit, ihm zu gehorchen, mit Ehrfurcht ge-

paart, die sein Wesen Wilden nothwendig einflößen mußte, waren die Bande, die die Seinigen an ihn fesselten; durch rastloses Wachen und Schaffen für ihr Bestes hatte er seinerseits vergolten. Der bloße Gedanke mit Dieben, Räubern, Mördern in nähere Verbindung zu treten, sein Volk in Eine große Familie mit solchen Menschen zu vereinen, würde ihn empört, der stolze Miko jede solche Zumuthung mit der tiefsten Verachtung von sich gewiesen haben.

So standen die Verhältnisse zwischen dem Indianer und dem Seeräuber, als ein Umstand vorfiel, der, während er dem sinkenden Miko einen kräftigern Stützpunkt verhieß und ihn wieder auf die Höhe, auf der seine Vorfahren standen, zu heben versprach, ihm noch mehr die Nothwendigkeit größerer Vorsicht in Bezug auf seinen Alliirten einleuchten machte.

Auf dem vorletzten Jagdzuge, den er, geraume Zeit nach seiner Bekanntschaft mit dem Seeräuber, gegen den Norden zu unternommen, hatte ihn auch seine Tochter mit mehreren ihrer Gespielinnen begleitet. Das rasche Mädchen hatte sich mit den Kriegern zu weit vorgewagt, und war tief in das Jagdgebiet der Pawnees des Toyaskstammes eingedrungen.

Da wurden sie entdeckt, von einer überlegenen Anzahl dieser Wilden angefallen und nach einigem Widerstande in die Flucht gejagt. Canondah jedoch war gefangen genommen worden, wurde in das Wigwam der Wilden gebracht und verurtheilt, den Feuertod zu sterben.

Bereits waren die Kienfackeln angezündet, ihre Kleider ihr vom Leibe gerissen, die blutigen Hände der Wilden faßten sie bereits an, um sie auf den Scheiterhaufen zu werfen, als plötzlich der erste Häuptling dieses Volkes auf einem Rosse herbeigeflogen kam, sich durch die heulende Menge hindurchdrängte, das Opfer vom Scheiterhaufen riß, sie in seine Arme hob, auf's Pferd warf, auf das er selbst nachsprang und mit ihr durch die staunende Menge dem Walde zuflog. Da war ein zweites Roß in Bereitschaft gehalten. Dieses mußte das Mädchen besteigen und ihrem Retter zum Natchez herabfolgen.

Keiner der Pawnees hatte es gewagt, Einsprache zu thun oder dem Häuptling nachzusetzen; seine That war als eine Art von Inspiration des großen Geistes angesehen worden. Er selbst, der unlängst von dem großen mächtigen Stamme der Cumanchees zurück-

gekehrt, war als ein Wesen höherer Gattung betrachtet. Er übergab die schöne Canondah unverletzt in die Hände des tiefbekümmerten Vaters, der den Befreier seiner Tochter mit Entzücken umarmte.

Canondah war noch die einzige Freude des allen irdischen Freuden abgestorbenen Miko. Mit Wonne sah er nun die wechselseitige Neigung zwischen seiner Tochter und dem mächtigen Häuptlinge der Cumanchees aufkeimen. Er hoffte durch sie sein Völkchen mit den großen Cumanchees zu vereinen. Dieses auf eine eines Miko würdige Art zu thun und zugleich den Cumanchees den Häuptling der Salzsee mit seinen Kriegern zuzuführen, würde sein höchster Triumph gewesen seyn. Aber ob auch seine Alliirten einer solchen Ehre würdig waren, wurde ihm allmählig mehr und mehr zweifelhaft. Schon lange hatte er auf alle mögliche Weise getrachtet, das in ihm aufgestiegene Mißtrauen durch Thatsachen zu begründen oder zu entkräften und den eigentlichen Charakter seines Freundes näher kennen zu lernen. Diese Gelegenheit war ihm nun zu Theil geworden.

Der große Anschlagzettel, den er von den Stämmen des Hauses in der neuen Niederlassung gerissen, ent-

hielt die Proklamation des Gouverneurs von Louisiana, in welchen die Verbrechen und Gräuelthaten des Seeräubers von Barataria umständlich aufgezählt waren und ein Preis von fünfhundert Dollars auf seinen Kopf gesetzt war.

Die Indianer hatten kaum ihr voriges Lager an der Salzquelle wieder betreten, als der Miko das Papier aus seiner Tasche nahm und eifrig den Inhalt desselben zu entziffern begann. Dann erfolgte eine kurze ernste Berathschlagung, worauf das Wildpret und die Häute auf den Rücken gepackt und der Weg gegen den Natchez zu eingeschlagen wurde. Nachdem sie diesen und ihre Böte erreicht, trennten sich zwei Läufer von der Schaar, und nahmen eine nordwestliche Richtung; die Uebrigen kehrten in das Wigwam am untern Natchez zurück, dem wir uns gleichfalls nach dieser kurzen Excursion wieder zuwenden.

Zwölftes Kapitel.

Wie nun, was ist's? Hab ich, hat sie Schuld?
Versucher und Versuchte, wer fehlt mehr?
Shakespeare.

Der Morgen nach der Entweichung des Britten fand die beiden Mädchen in einer trostlos bangen Stimmung.

Beinahe schien es jedoch, als ob sie ihre Rollen gegen einander vertauscht hätten. Rosa, die sanfte, milde und kindliche Rosa, sie, die wie eine schwankende Ranke sich bisher an die stärkere Canondah gelehnt hatte, war nun die Stütze dieser Letztern — sie, die vorher furchtsam kaum ihren zitternden Blick aufzuschlagen gewagt hatte, war stärker, muthiger, auf sich selbst vertrauender geworden. In ihren Zügen lag etwas Festes, Erhabenes; eine gewisse Würde leuchtete aus ihrem edeln, verklärten Antlitze hervor. Sie schien einem furchtbaren Verhängnisse muthig entgegen sehen zu wollen. Sie hatte ihre Arme um die Indianerin geschlungen, ihr die süßesten, schmelzendsten Worte zugelispelt. Sie war selbst hinausgerannt zu den

Wilden und Squaws, sie zu bitten, zu Canondah zu gehen; sie hatte gesehen und mit Festigkeit ertragen, wie ihr Diese den Rücken gewendet, mit Abscheu vor ihr ausgespieen und drohend ihr „falsche Yengheese“ zugerufen. Und sie hatte nicht ihren Muth verloren. Es schien, als ob eine übernatürliche Festigkeit sie beseelte. Nur zuweilen, wenn ihr verklärter Blick auf die leidende Canondah fiel, dann hob sich ihr Busen convulsivisch, dann zuckten ihre Glieder, ihre Augen füllten sich mit Thränen, und sie warf sich schluchzend über ihre Freundin und, ihre Kniee umfassend, bat sie, beschwor sie dieselbe, ihr zu vergeben.

Das erstarrte Auge der Indianerin blickte sie an, sie sah sie aber nicht, ihre wirren Sinne schienen umherzuschweifen in der Irre. Sie regte sich nicht, sie bewegte sich nicht. Sie saß und starrte wie eine schöne Bronzestatue. Aber bei dem geringsten Geräusch, das von draußen gehört wurde, schrack sie zusammen; jeder Fußtritt der Squaws, der an ihr Ohr schlug, machte sie am ganzen Körper erzittern, und die Stimmen schienen ihr, wie das wilde Fieber, durch Mark und Bein zu bohren. Alle Kraft schien von der edlen, sonst so festen Tochter des Miko gewichen zu seyn.

So war der Tag und eine zweite Nacht vergangen. Sie war die ganze Zeit hindurch nicht aus ihrem Stübchen gewichen. Auch von den Squaws war keine gekommen, sie zu sehen.

Endlich gegen Morgen ließen sich Männerstimmen vom Ufer her vernehmen. Es war der Miko mit seiner Abtheilung von Kriegern und Jägern. Seine Tochter stand auf, ihre Kniee schlotterten und schlugen zusammen. Sie hielt sich am Fenster; der Häuptling sprach mit den Kriegern, denen die Squaws grinsend ins Ohr wisperten, indem sie mit ihren knöchernen Armen auf die Hütte deuteten, wo der Britte gewohnt hatte. Endlich nahte sich der Miko und trat in die Hütte ein; ihm folgten seine Männer. Seine Tochter war hinter dem Teppiche hervorgetreten, ihn zu begrüßen. Ihr Busen hob sich zuckend; ihre Hände auf der Brust faltend, erwartete sie schweigend die Befehle des Vaters.

„Die Männer der Oconees," begann er nach einer Pause, während welcher sein scharf blitzendes Auge die Tochter durchbohren zu wollen schien, „haben ihrem Miko gesagt, daß der Bote des Häuptlings der Salzsee in das Wigwam der Oconees der Mus=

cogees gekommen ist. Warum sieht ihn mein Auge nicht?"

Das zitternde Mädchen gab keine Antwort; ihr Blick war auf den Boden geheftet.

„Hat Canondah so sehr das Blut ihres Vaters vergessen, daß sie einen weißen Mann, einen Yankee in sein Wigwam geführt, ihm den Pfad gezeigt hat, der von den Dörfern der Weißen zu ihm führt? Der Miko dachte, er habe eine Tochter," sprach der alte Mann mit dem schneidendsten Hohne, „aber Canondah ist nicht die Tochter des Miko der Oconees. — Geh!" sprach er mit unaussprechlichem Abscheu, „ein elender Seminole hat ihre Mutter betrogen, und so Leben einer Betrügerin gegeben."

Das Mädchen sank bei dieser schrecklichen Beschuldigung ihrer Mutter zusammen, als ob sie vom Blitze niedergeschmettert worden wäre. Sie wand sich, sie krümmte sich wie ein Wurm, sie kroch hin zu des Vaters Füßen, um sein Kleid zu berühren; er stieß sie mit unendlichem Abscheu von sich.

„Geh!" sprach er. „Sie hat gesungen in die Ohren des Miko, und den großen Geist angerufen, seinen Jagdpfad rein zu halten, während sie den Feind

seines Geschlechtes in ihrem Busen, in der Höhle pflegte."

Auch keine Sylbe von Entschuldigung war dem armen, sich am Boden krümmenden Mädchen entfahren. Die Squaws hatten, wie sich erachten läßt, neugierig die verschiedenen Fußtritte untersucht, und leicht die am ersten Abende eingeprägten von den am spätern Morgen hinterlassenen unterschieden. Selbst die Liebe zu Canondah hatte sie von dieser, dem indianischen Mißtrauen ganz eigenthümlichen Neugierde nicht abhalten können. Wahrscheinlich würden sie jedoch das Ganze verschwiegen haben, wenn nicht die Flucht des Britten es ihnen beinahe zum Gesetze gemacht hätte, das Stillschweigen zu brechen.

„Und deßhalb," fuhr der Häuptling fort, der eine Art Vergnügen darin zu finden schien, die Weise recht bitter aufzuregen, in der ihn die zwei Mädchen überlistet hatten, und so seine Wuth zum höchsten Grade zu stacheln, — „deßhalb konnte die weiße Rose nicht den Nachtgesang singen, weil der weiße Späher ihrer im Walde wartete? Der Miko hat eine Schlange in seinem Busen genährt, er hat seine Biberfelle weg=

geworfen, und die weiße Rose hat einen Spion in sein Wigwam gebracht, der ihn an seine Feinde verrathen wird. In wenigen Sonnen wird er mit den Seinigen wie die wilden Panther von ihren Feinden gejagt werden."

Ein tückischboshaftes, dumpfes Geheul ertönte im Kreise der Wilden. Zwei der Grimmigsten schlichen sich dem Vorhange zu.

Canondah war besinnungslos, sprachlos am Boden gelegen; aber kaum hatten die Wilden einen Schritt gethan, als sie wie eine Schlange am Fußboden sich hinwand, und vor dem Vorhang sich aufrichtend und ihre Hände faltend ausrief: „Ich bin es, Canondah ist es, die dem weißen Mann den Pfad gezeigt, die ihn über den Sumpf geführt; die weiße Rose kennt ihn nicht."

Nun that sich der Vorhang auf, und Rosa erschien; die Indianerin richtete sich auf, und sie schützend in ihre Arme schließend, blieben beide Mädchen gesenkten Hauptes vor dem erzürnten Miko stehen.

Das Auge des Miko war der schnellen Bewegung seiner Tochter gefolgt; er schien erstaunt über die Verwegenheit, die zwischen ihm und dem Opfer seiner

Wuth einzuschreiten wagte. Als er Rosen ansah, zuckte ein grimmiges Grinsen durch seine erstarrten Züge. Seine Hand fuhr nach dem Schlachtmesser; er trat einen Schritt näher und erhob dasselbe.

„Ich bin es;“ rief Canondah entsetzt.

„Nein, ich bin es, die den weißen Jüngling ins Wigwam gebracht;“ rief Rosa mit bebender Stimme.

Der Miko war erstarrt dagestanden. Allmählig jedoch hatte der edle Wettstreit um den Tod auf seine wilde Natur seine Wirkung nicht verfehlt. Seine Züge milderten sich. „Geh!“ sprach er endlich mit dem Tone des bittersten Hohnes, „glaubt Canondah, daß der Miko ein Narr ist, und daß sein Auge nicht sieht, wer den weißen Späher ins Wigwam geführt. Es war der Fuß Canondahs, der den Weg bahnte; aber es war die betrügerische Zunge der weißen Rose, die sie dazu vermochte.“

„Will mein Vater,“ so bat das Mädchen, indem sie in der demüthigsten Stellung ihre Hände auf ihrem Busen kreuzte, „will mein Vater die Zunge seiner Tochter lösen?“

Eine lange Pause erfolgte. Wuth und Vater-

gefühl kämpften sichtbar in dem tief bewegten alten Manne. Letzteres trug jedoch den Sieg davon.

„Canondah mag reden.“

„Mein Vater! der weiße Jüngling hat geschworen auf seine Ehre, daß er kein Späher ist; er hat auch betheuert, daß er keiner der Yengheese ist. Er ist von der Insel, wo sie den thörichten Häuptling haben, dem das Land gehört, von dem Du gesagt hast, daß es kalt und eisig ist. Sein Volk ist auf dem Kriegspfade gegen unsere Feinde, die Yengheese. Er ist noch nicht viele Sonnen über die große Salzsee mit den Seinigen gekommen, sie wollen den Vater der Flüsse hinaufgehen und die Wigwams unserer Feinde verbrennen. Der Häuptling der Salzsee, sagte er, ist ein Dieb, der ihn, wie er Austern und Schildkröten gesucht, mit seinen Brüdern aufgefangen und in sein Wigwam geführt hat. Er ist aus diesem geflohen, und hat acht Sonnen Hunger gelitten. Sein Volk wird den Häuptling der Salzsee bei dem Halse an den Baum aufhängen. Sieh, Vater, Deine Tochter hat ihn aus dem Rachen der großen Wasserschlange befreit, und er war schon beinahe ganz todt. Die Squaws werden es Dir sagen, Winondah hat ihn erst ins

Leben zurückgerufen. Er wollte sich mit seinen Brüdern vereinigen, um Deine Feinde zu züchtigen. Er ist kein Späher, seine Hände sind zart, und er war schwach."

„Hat Canondah noch mehr Lügen für ihren Vater bereit?" sprach Dieser, doch in einem mildern Tone. „Ihre Zunge ist sehr geläufig geworden."

Das Mädchen schlug verschämt ihre Augen wieder zur Erde. Ihre Worte hatten jedoch augenscheinlich einen tiefen Eindruck auf ihren Vater gemacht. Was er in der Proklamation gelesen, stimmte vollkommen mit der Aussage seiner Tochter überein. Er sann gedankenvoll nach. Er war Wilder von Geburt, Gewohnheit und Erziehung; aber er war nicht blutgierig, nicht grausam. Es war übel verstandene Selbsthülfe, die ihn aufgeregt hatte gegen seine Feinde. Unter andern Verhältnissen, in einer civilisirten Sphäre, würde er ein Held, ein Wohlthäter von Tausenden, von Millionen geworden seyn; aber in seinem wilden Zustande, gestachelt, verhöhnt, vergällt, wie er sich fühlte, erstorben, wie sein edleres Selbst seyn mußte, und zerfallen mit sich durch wirkliche oder eingebildete Unbilden — war es ein Wunder, wenn er das Todes-

messer gegen seine eigene Tochter aufgehoben hatte; er, der in die Hütte mit der festen Ueberzeugung getreten war, daß der junge Mann ein Emissär, ein Spion seiner Feinde gewesen? Abgeschieden von aller Außenwelt, eine Beute seines angebornen Mißtrauens, von den trüben Bildern verfolgender Feinde bei Tag und Nacht gequält, hatte er, der von den Seinigen hochverehrte, beinahe angebetete Miko, auch wahrscheinlich seine Wichtigkeit, in der er bei den Weißen zu stehen gedachte, weit höher angeschlagen, als sie es wirklich war.

Die Tochter, obwohl von verschiedenen Empfindungen bestürmt, kannte ihren Vater zu wohl, um nicht die plötzliche Veränderung zu gewahren, die in ihm vorgegangen war. Rosen umschlingend, sprach sie: „Sieh, Vater, der weiße Jüngling hat Rosen geschworen, daß er keiner der Yengheese ist. Er ist ein Engländer. Er ist von den großen Canoes seines Volkes. Er war beinahe todt, als ihn Deine Tochter aufnahm. Würde wohl ein Späher so in das Wigwam des großen Miko kommen?“

„Canondah hat genug gesprochen;“ bedeutete ihr der Miko.

Das Mädchen schrack furchtsam zurück.

Erst jetzt fiel dem Häuptling sein zweites Papier ein. Er zog es aus der Tasche, las es aufmerksam, und besprach sich mit den Seinigen. Das Blatt enthielt einen Aufruf an die Bürger Louisianas, zur Vertheidigung ihres Landes zu eilen.

„Spricht die Zunge meiner Tochter keine Lügen?" hob er wieder an, ihr mit der Hand winkend, zum Zeichen, daß ihr gestattet war, zu reden. „Warum ist der Mann, wenn er vom englischen Volke ist, den Wigwams seiner und unserer Feinde zugegangen?"

„Canondah hat ihm so gesagt," sprach das Mädchen, „aber er hat erwiedert, daß die Seinigen bereits vor dem großen Wigwam wären, wo er sie mit ihren großen Canoes finden würde."

„Wann verließ er das Wigwam der Oconees?" fragte der Vater.

„Lange nachdem die Sonne hinter den Rücken des Natchez sich verborgen, und nachdem die Wasservögel bereits zu schreien angefangen. Mein Vater wird seine Fußstapfen finden, und daß seine Tochter wahr gesprochen; denn sie hat noch nie gelogen."

„Gut," erwiederte der alte Mann, ihr wieder ein

Zeichen gebend, daß die Erlaubniß, die ihre Zunge gelöst, zurückgenommen sey.

Die Krieger schlossen nun nochmals um den Häuptling einen Kreis, und eine kurze ernste Berathung erfolgte, nach welcher er schweigend auf seine Jagdtaschen deutete. Canondah füllte diese schnell und sorgfältig, und der Häuptling verließ sogleich mit dem größten Theile seiner Krieger das Wigwam.

Das Staunen des verlorenen römischen Sklaven, der, verdammt durch den Löwen zerrissen zu werden, bereits das grimmige Thier mit einem gewaltigen Satze durch das eiserne Thor auf sich zuspringen und die tödtliche Tatze, die seinem elenden Daseyn ein Ende machen soll, erheben, plötzlich aber, statt den Todesstreich zu führen, die gräuliche Katze zur Erde kauern, ihre Tatzen freundlich ausstrecken, seine Füße lecken, und alle Symptome von Unterwürfigkeit und Freude äußern sieht, — das Staunen dieses Elenden konnte kaum größer seyn, als das der beiden Mädchen über die so unbegreifliche Milde des Miko. Canondah hatte nichts geringeres als plötzlichen Tod wegen einer That erwartet, die, sie sah es voraus, als Verrath angesehen werden würde. Da sie mit den Vorfällen

unbekannt war, die eine so plötzliche Sinnesänderung in Bezug auf den Häuptling der Salzsee hervorgebracht hatten, so stand sie keinen Augenblick an, diese Milde einem übernatürlichen Einflusse zuzuschreiben. Die Gefühle Rosas waren nicht minder die der grenzenlosesten Dankbarkeit für die überstandene Gefahr einer Schwester, die, für sie und einen weißen Bruder ihr Leben aufopfernd, plötzlich wie durch ein Wunder dem Todesstreich entgangen war. Sie war ihrer Freundin mit einem sprachlosen, zum Himmel gerichteten Blicke in die Arme gefallen, und die beiden armen Mädchen hielten sich umschlungen, als ob nichts auf der Erde sie wieder trennen sollte. Eines beunruhigte sie allein: der Miko war mit seinen Kriegern dem jungen Britten nachgesetzt. Es war unmöglich, daß er ihm entwischen konnte. Wird der Miko auch den armen Jüngling schonen? Ihn nicht als Gefangenen zurückbringen, und vor ihren Augen den Tod des Tomahawks sterben lassen?

Es dauerte geraume Zeit, ehe sie ihren Gefühlen Worte gab; zuletzt entfuhr ihr ein Seufzer: „Armer Bruder!“

Die Indianerin hatte ihre Arme um sie geschlungen,

und sie heftig an sich gepreßt umwunden gehalten, gleichsam als hätte sie nun ein doppeltes Recht auf sie, die sie vom beinahe unvermeidlichen Tode gerettet. Kaum hatte jedoch Rosa die Worte über ihre Zunge gebracht, als sie, einen unwilligen Blick auf sie werfend, sie plötzlich fahren ließ. „Die weiße Rose ist nicht gütig;“ sprach sie mit Bitterkeit. „Ihr Herz ist so ganz und gar von ihrem weißen Bruder eingenommen, daß sie keinen Platz mehr für ihre Schwester hat. Canondah fürchtet nicht den Tod, sie hat von ihrem Vater zu sterben gelernt, sie war gebunden an den Pfahl, die Fackeln waren angezündet, ihr Auge aber war heiter wie das blaue Gezelt des Himmels. Nein,“ sprach sie, und ihr Blick wurde feuriger, und ihre Miene stolzer, „die Tochter des großen Oconee würde den Mädchen der Pawnees gezeigt haben, wie sie sterben und ihrer Feinde lachen müssen. Aber“ — setzte sie hinzu und ihr ganzes Wesen nahm den Ausdruck von Abscheu an — „Canondah wollte nicht wie ein verrätherischer Hund sterben, nicht daß ihr Name ein Fluch in dem Munde ihrer Schwestern als einer Verrätherin, die den Späher ins Wigwam geführt und zu seiner Flucht den Pfad gewiesen, mit

Abscheu ausgestoßen würde. Nein," sprach sie, „Canondah fiel in die Schlinge der Pawnees, sie warfen sie auf ihre Pferde, und das Fleisch aller ihrer Glieder war wund, und die Buffalosehnen, die sie auf den Rücken des Rosses schnürten, schnitten tief ein; aber sie ließ auch nicht den leisesten Seufzer hören. Ihre Seele war bei ihrem Vater, und bei ihren Vätern, die von ihren Wiesen herabsahen und über den Muth ihrer Tochter frohlockten. Zwei Tage war Canondah in der dunkeln Höhle der Pawneese gelegen, und als das Licht der Sonne endlich in ihr Gesicht schien, zeigte es ihr auch den Holzstoß, der aufgehäuft war, ihren Leib zu Asche zu verbrennen. Ja, sie haben Canondah zum Pfahle geführt, sie haben ihr die Kleider vom Leibe gerissen, die Squaws haben ihr ins Gesicht gespieen. Viele Messer und Tomahawks schwebten über ihrem Haupte; — aber Du horchest ja nicht, Rosa?" sprach sie, sanft das Mädchen rüttelnd.

„O ja, ich höre ja alles;" versetzte Diese.

„Und als so," fuhr die Indianerin fort, „alle ihre Kleider von ihr gerissen waren, und die Squaws sie ergriffen, um sie auf den Scheiterhaufen zu werfen,

da stürzte der große Häuptling von seinem Rosse und drang durch die Krieger und die Menge, und hob Canondah an seine Seite. „Sieh,“ sprach sie, „Canondah ist sehr stark, sie konnte die Qualen der Mädchen und Squaws erdulden, sie sah dem Tode ins Gesicht; aber sie war zu schwach für die Güte des Häuptlings, sie sank in seine Arme, und ihre Sinne waren von ihr gewichen, und sie wußte nicht was mit ihr geschehen war, bis die Sonne hinter den Bergen war und Deine Schwester sich noch immer an der Seite ihres Befreiers sah.“

„Die weiße Rose hat den großen Häuptling gesehen, und Canondah würde nicht gern jetzt sterben. Sie hat nicht wohl gethan, den jungen Mann den Blicken ihres Vaters zu entziehen; aber sie hat die Thränen der weißen Rose gesehen, und der große Geist hat sein Gesicht vor ihr nicht in Wolken verhüllt. Ja,“ sprach sie, „es ist der große Geist, der den Arm des Miko zurückgehalten, als sein Fuß seine Tochter hinwegstieß wie einen Hund, und seine Hand das Messer aus der Scheide riß, um es im Busen seiner Tochter und der weißen Rose zu begraben. Canondah hat böse gethan, aber sie will es nicht wieder thun.“

„Und unser armer Bruder?“ fragte Rosa.

„Der Miko ist ein großer und weiser Häuptling. Sein Auge wird die Spur des weißen Jünglings sehen, und tief in seine Seele blicken. Wenn er ein Freund des rothen Volkes ist, so wird er seinen Skalp nicht nehmen; wenn er die armen Mädchen betrogen, so muß Rosa nicht wegen eines Spähers weinen.“

Als sie diese Worte gesprochen, verließ sie die Hütte.

Dreizehntes Kapitel.

Die Noth kann einen Menschen mit seltsamen Schlafgesellen bekannt machen. Ich will mich hier einwickeln, bis die Hefen des Sturmes erschöpft sind.

Shakespeare.

Der Gemüthszustand, in welchem wir unsern Britten verlassen haben, dürfte ganz füglich mit dem des Assassinen-Neophyten zu vergleichen seyn, der, wenn die Sage wahr spricht, von dem Alten vom Berge eben so plötzlich in seine von lieblichen Houris bewohnten Gärten eingeführt, als nach einem kurzen raschen Genusse wieder in die traurige Nacht hinaus-

gestoßen wurde, und dem von den genossenen Seligkeiten nichts anders übrig blieb, als ein wirrer Sinnenrausch, ein Chaos von Bildern und Gestalten, und eine heftige Sehnsucht, das verlorene Paradies wieder aufzufinden.

Von diesen Assassinenseligkeiten nun hatte zwar unser Britte, wie unsere Leser wissen, nichts genossen, auch hatte ihn seine Sehnsucht selbst aus dem Paradiese getrieben; das Chaos aber, der Tumult in seinem Innern und das Verlangen nach Jenseits waren gekommen.

Es schien, als ob der edlere Mensch mit dem gemeinern in ihm in Streit gerathen, als wenn diese zwei Prinzipe ihn wechselseitig fortzögen und wieder zurückriefen. Er war eine Stunde an dem Ufer hinaufgerannt und eben so wieder zurückgekehrt, und in diesem Hin- und Herrennen hatten ihn die ersten Strahlen der Morgensonne überrascht, die, indem sie ihm eine neue Scene aufdeckte, seinen Ideen auch eine veränderte Richtung gab.

So wie Canondah ihm gesagt, so hatte er das jenseitige Ufer des Sabine von Bäumen entblößt gefunden. Nur einige Föhren und Cedern krochen

kümmerlich am hohen Uferrande hin. Doch vor ihm breitete sich eine Landschaft aus, die der stärkste Pinsel nur in mattem Umrisse geben, die gewaltigste Phantasie kaum zu fassen vermögen würde. Es war ein endloser Raum, in dessen wellenartige sanfte Vertiefungen er hinabsehen, und dessen sanftem Ansteigen er mit den Augen folgen konnte. Der schönste üppigste Wiesengrund, auf dem das zartgrüne Gras, von der Morgenluft angeweht, in sanften endlosen Wellen hinfloß, und auf dem die in weiter Ferne zerstreuten einzelnen Baumgruppen wie Schiffe auf der unübersehbaren See zu schwanken schienen. Nirgends war ein fester Punkt zu sehen, und die ganze ungeheure Landschaft schwamm buchstäblich vor seinem Auge, sich wiegend und wogend, gleich dem vom sanften Ostwinde angesäuselten Meeresspiegel. Gegen Norden schwoll die Ebene allmählig in das Hochland, dessen malerische vor- und zurückstehende Baumgruppen ihm einen Blick in das Innerste des prachtvollen Panoramas gaben, wo die ätherischen Tinten mit denen des Horizonts verschmolzen. Gegen Osten sank die ungeheure Wiese in Niederungen, aus denen Baumgruppen mit Rohr- und Palmettofeldern hinüber-

wallten, und, so wie sie von der Luft bewegt in Wellen schlugen, im Sonnenglanze gleich Segeln aufzutauchen schienen. Die tiefe Ruhe, die in der grenzenlosen, in dem blauen fernen Horizonte sich verlierenden Ebene herrschte, nur durch das Plätschern der Wasservögel oder das ferne Geheul der Savannenwölfe unterbrochen, und die nun prachtvoll aus dem Osten gerade herübersteigende Sonne gaben der Landschaft einen unbeschreiblich großartigen Charakter. Weiter am Flusse hinab standen einzelne Baumgruppen, in denen Hirsche weideten, die ihn mit einer Art Verwunderung anschauten, und zu fragen schienen, wie er hierher gekommen, ihn noch eine Weile starr anblickten und dann, ihre Geweihe stolz aufwerfend, und gleichsam unwillig, ihr Gebiet betreten zu sehen, langsam ins Dickicht zurückkehrten.

Erst allmählig bemerkte er mit Verwunderung, daß die ganze Landschaft mit winzigen zuckerhutähnlichen Hügelchen von Muscheln und Fossilien übersäet, allem Anschein nach auch bewohnt war. Bräunliche Thiere saßen am Fuße derselben der Sonne zugekehrt, und ihr Frühstück im zart aufsprossenden Grase haltend.

Die Gegend, die wir so eben beschrieben haben, ist, wie bekannt, das westliche Louisiana, das vom Alluvialande des Mississippi, Redriver, Atchafalaya und den unzähligen kleinern aber tiefen Strömen allmählig gegen Westen anschwillt und in den besagten prachtvollen ungeheuern Savannen endet, woselbst, vielleicht die Reisehütte des Jägers ausgenommen, bis auf den heutigen Tag noch keine Spur einer menschlichen Wohnung zu finden ist. Die Bilder, die wir hier einzeln unsern Lesern vor Augen gebracht, um ihnen so den Eindruck des Ganzen zu geben, waren dem Jüngling natürlich auf einmal in den erhellenden Strahlen der Morgensonne vor den Gesichtskreis getreten, und hatten so, während sie seine Anschauung ins Unendliche erweiterten, ihn in eine Stimmung versetzt, die der des Seemannes zu vergleichen seyn dürfte, der Nachts sein Schiff in einem zerbrechlichen Boote verlassen, und des Morgens bloß die ungeheure See vor sich erblickend, unschlüssig schwankt, ob er nicht durch einen raschen Sturz allem kommenden Elende entgehen solle. Es war vielleicht dieses Gefühl seines Nichts und seiner Verlassenheit in der ungeheuern Gotteswelt, die vor ihm lag, und von

deren Endlosigkeit er nie und nirgends einen so anschaulichen Begriff hätte erhalten können, das ihn plötzlich zu einem Schritte drängte, der in der Wegwerfung seiner Existenz, die er zu beurkunden schien, zugleich den Sieg des edlern Prinzips wahrnehmen ließ. Rasch seine Kleider von sich werfend und sie in einen Bündel sammelnd, stürzte er sich in den kalten Strom, über den er nach einer Viertelstunde glücklich setzte. Die dumpfen Abschiedsworte der edlen Indianerin hatten ihn wirklich zu dem festen Entschlusse bewogen, in ihr Wigwam zurückzukehren und sich dem Grimme des fürchterlichen Miko bloßzustellen. Alles Uebrige war ihm nun Nebenrücksicht geworden und als solche in den Hintergrund getreten. Er hatte sich wieder in seine Kleider geworfen, und begann nun nach dem Pfade durch das Dickicht zu suchen. War, da er noch im Wigwam als eine Art Gefangener sich in Ungeduld verzehrte, seine Sehnsucht, den Ausweg zu erspähen, groß gewesen, so wurde sie nun zehnmal größer, wieder dahin zurückzukehren.

Dieß war jedoch eine Aufgabe, die auch den Beherztesten zurückgeschreckt haben müßte. Das jenseitige Ufer des Sabine ist, gleich dem des Natchez, ein sanft

ansteigender Kamm, der sich unmerklich wieder dem Sumpfe zusenkt. Die schwarz ihm entgegenstarrenden Cypressen und Cedern ließen ihn einige hundert Schritte ins Innere und bis zur Kammeshöhe eindringen; aber wo dieser Gürtel sich zu senken anfängt, da wurde jeder weitere Schritt eine Unmöglichkeit. Die Abdachung war mit einer Baumesart übersäet, von der er nie gehört. Die Stämme, zwar nur manns-dick, standen aber dicht aneinander, und starrten von armslangen braunen Dornen, die, beinahe einen Schuh lang aneinandergesetzt, dem Auge wie Millio-nen braun angelaufene Bajonette erschienen. Dieses Gewirre von zahllosen Stacheln ließ buchstäblich kein Eichhörnchen an einem dieser Baumstämme fußen. Er erinnerte sich des Pfades, den die Indianerin ihn geführt, und beschloß, diesen aufzusuchen. Er suchte an jedem Stamme, jedem Gestrippe; allein er hatte Stunden gesucht und nichts gefunden. Wo er einen Fußtritt zu finden glaubte, war es sein eigener ge-wesen. Die Sonne wandte sich bereits gegen Westen, und noch immer war er keinen Schritt weiter. End-lich schien ihm das Glück zu lächeln, er hatte den Versteck gefunden, wo das Canoe verborgen war.

Doch hatte er noch lange zu suchen, bis er endlich eine Spur in den Wald hinein fand. Diese Spur war so verworren, sie führte ihn in Zikzaklinien nun aufwärts den Kamm, nun wieder abwärts, daß bereits das Dunkel hereinzubrechen anfing, ohne daß er noch bis zu dem Sumpf gekommen war. Der Hunger mahnte ihn ernstlich an seine Rückkehr. Mit dem festen Entschlusse, am folgenden Tage sein besseres Glück zu versuchen, lud er das Canoe auf seine Schultern, und trug es ins Wasser, auf dem es beinahe ohne Ruderschlag sanft ans jenseitige Ufer hinglitt, wo er die ihm von der Indianerin mitgegebenen Vorräthe zurückgelassen hatte. Rasch diese aufraffend, überschiffte er nochmals den Fluß, und fing, nachdem er sein kurzes Mahl gehalten, an, sich seine Lagerstätte zu bereiten. Die Natur hat dem Menschen in dieser Himmelsgegend einen kunstlosen, doch herrlichen Lagerstoff im Tillandsea oder spanischen Moose gegeben, dessen lange zarte roßhaarartige Fäden das weichste, üppigste Lager darbieten, und das, aus der Ferne betrachtet, die Millionen der Stämme, an denen es herabflackert, wie kolossale Greisesgestalten dem Auge erscheinen läßt, deren ungeheure Bärte

im Winde hin- und herbewegt werden. Mit diesem zarten Fadenmoose füllte er nun sein Canoe, trug es dem Verstecke zu, das zwischen den Aesten zweier Cedern so gewählt war, daß ihm diese gleichsam als Walzen dienten, auf die er es nur zu heben brauchte, um vor allen Nachstellungen und Blicken gesichert zu seyn. Sein Gewehr zur Seite, und in seine Wolldecke gehüllt, entschlief er.

Er hatte sonderbare Traumgesichte.

Ein widerlich voll gepfropftes Ungeheuer, mit plumpen höhnisch gierigen Zügen, mit schwer grobem Gesichte, unter dessen breiten Fußtritten Fluren verödeten und Häuser und Städte verwitternd zusammensanken; es faßte ihn mit langen knöchernen Händen, deren Krallen die Welt zu umgreifen schienen. In der einen dieser Hände hatte es zwei blutige zitternde Herzen, die es ihm hohnlächelnd entgegenschüttelte, während die andere das Glück von Tausenden gierig aufraffte, und fortschreitend in seinen ungeheuern Schlund schüttete. So schleppte ihn das Ungeheuer durch endlose Räume, und warf ihn mitten unter seine Freunde und Gefährten, die ernst und in feierlicher Stimmung um seinen grauen, aus einem offenen

Papier lesenden Befehlshaber versammelt waren; da fielen die zwei blutigen Herzen auf das Papier, und der graue Capitän verstummte, und seine Gefährten und Freunde wandten sich schaudernd von dem neuen Lieutenant.

Wieder stand er auf einem endlosen Raum, aus dem ihm in blauer Ferne die Wimpel des heiligen Georg entgegenschimmerten. Diesen gegenüber, hoch vom Genius der Freiheit emporgetragen, flatterte das sternbesäete Banner der Staaten, das mächtig heranflog gegen den Drachenbekämpfer. Da erfaßte es ihn mit unendlichem Sehnen und Grauen, und mit Riesengewalt warf er sich mitten unter die Seinen, und er riß das Banner des heiligen Georgs zu sich, und flog mit seinen Gefährten dem Kampfe mit dem Sternengenius entgegen. Als er aber hinüberblickte auf den jauchzenden Feind, da tauchten aus den Wellen zwei Gestalten auf, die ihm das Blut in den Adern erstarren machten. Hinter ihnen, die mit durchbohrten Busen und zerschmetterten Häuptern auf ihn zuschwebten, kam der stolze Feind angeflogen. Da ermannte er sich wieder und stürzte sich auf diesen los, als er sich von einer eiskalten Hand ergriffen fühlte,

die ihn mit wahnsinnig gellendem Gelächter den zwei Todesgestalten zuwarf.

Der Traum hatte ihn heftig ergriffen. Er sprang auf aus seinem Canoe, rieb sich die Augen und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Es war ein Traum. Draußen war es kalte, finstre Nacht. Neben ihm blitzten zwei gräßlich feurige Augen. Es war eine Nachteule, die ihn verwundert ansah und dann in ein schallendes, lang ertönendes Gelächter ausbrach. Er trieb den Unglücksboten von sich, und entschlief wieder.

Es faßte ihn mit Tigerklauen. Ein wildes Ungethüm schritt über die Leichen Rosas und Canondahs auf ihn zu, das Schlachtmesser in den gewaltigen Klauen und auf sein Herz zielend. Da wandte er sich, da rang und kämpfte er, da faßte er mit Riesenkraft sein Gewehr, um es auf das blutige Ungeheuer abzudrücken. Er lag unter dem Wilden, er kämpfte mit ihm den Kampf der Verzweiflung. Er raffte sich auf.

Was Traum gewesen war, hatte sich in Wirklichkeit verwandelt.

Ein gräßlicher Wilder stand wirklich mit seinem

Fuße auf seinem Canoe, und schwang die Todesart mit einem grinsenden Lachen über seinem Haupte. Ein Hieb und es war um ihn geschehen. Da erfaßte er convulsivisch sein Gewehr, und, es rasch auf des Indianers Brust richtend, prallte Dieser auf die Seite.

Die ungeheure Anstrengung hatte ihn, der noch im Canoe lag, mit demselben in dem Augenblicke überrollt, als das Schlachtbeil auf ihn niederfallen sollte. Dieß hatte sein Leben gerettet. Die Kniee des Indianers mit der Kraft der Verzweiflung erfassend, warf er Diesen auf die Erde und sich schnell über ihn.

Das Schlachtmesser zuckte in der Hand des giftigen Wilden nach seinem Herzen, aber mit der letzten Anstrengung der Verzweiflung die Rechte seines Feindes ergreifend, hielt er mit der Linken seine Kehle. Noch einen Blick des tödtlichsten Hasses schoß Dieser, dann verging ihm der Athem, und Ermattung zwang ihn, den Mordstahl fahren zu lassen. Der Britte hatte sich nun, das Knie auf den Indianer gestemmt, über Diesen hingebogen; das Messer funkelte in seiner Rechten über der Brust des Wilden, der knirschend den Tod erwartete. Einen Augenblick schien der

Jüngling in Zweifel zu schweben; dann sprang er auf, trat rasch einen Schritt zurück, und sprach: „Geh', ich will mich nicht mit Deinem Blute besudeln."

„Mein junger Bruder ist wirklich ein Freund der rothen Männer," sprach eine Stimme hinter seinem Rücken.

Er wandte sich und erblickte einen zweiten Indianer, das Skalpiermesser in seiner Rechten, und bereit, es in seinen Rücken zu stoßen. Auf die Seite springend, bot er dem zweiten Feinde die Stirne.

„Mein Bruder hat nichts zu fürchten;" sprach der zweite Indianer, hinter welchen sich der Erste, nicht unähnlich dem Hunde zog, der, sich einer Unthat bewußt, mit eingezogenem Schwanze den Rücken seines Herrn sucht.

„Mi-li-mach," sprach der Indianer mit einem strafenden Blick auf Diesen, „hat sich einen Skalp an einem schlafenden Weißen gewinnen wollen; allein er hat es Diesem zu verdanken, daß der seinige noch auf dem Schädel sitzt. Der Miko hat das nicht gewollt."

„Ihr der Miko?“ rief der Jüngling, „der Miko der Oconees?“

Der alte Mann blickte den Fragenden ruhig und forschend an, und sprach mit Würde: „Mein junger Bruder hat es gesagt. Er hat nichts zu fürchten, der Miko hat ihn gesehen, und er streckt ihm seine Hand zum Friedens- und Freundschaftszeichen entgegen.“

„Ihr der Miko der Oconees?“ rief der Jüngling nochmals, die Hand des Indianers rasch ergreifend und sie freundlich drückend. „Ich bin herzlich froh, Euch zu sehen, und, die Wahrheit zu gestehen, ich bin so eben auf dem Wege zu Euch.“

„Die Mädchen,“ sprach der Häuptling, „haben dem Miko gesagt, daß der Sohn des großen Vaters, der die beiden Canadas besitzt, den Schlingen des Häuptlings der Salzsee entwischt ist und Zuflucht in seinem Wigwam gesucht hat. Meine Augen haben gesehen, und meine Seele glaubt was wahr ist. Aber mein Bruder hat noch wenig von dem Pfade zurückgelegt, der zu den Seinigen führt.“

„Die Ursache davon will ich Euch gerne sagen,“ sprach der junge Mann. „Ihr habt ein herrliches Mädchen zur Tochter. Möge der Himmel sie segnen!

Sie und der Engel Rosa haben mich wie Schwestern gepflegt. Gerne würde ich länger geblieben seyn; allein eine höhere Stimme ruft, und der muß ich gehorchen. Als mich aber Eure Tochter jenseits des Flusses verließ, da entschlüpften ihr Worte, die es mir zur Pflicht machten wieder umzukehren."

Der Häuptling hatte aufmerksam zugehört. „Was hat meine Tochter meinem jungen Bruder in die Ohren gelispelt?" fragte er.

„Es waren wenige Worte," erwiederte Dieser, „aber es waren schwere, inhaltsvolle Worte; sie machten mir es klar, daß die armen Mädchen für ihre Engelsgüte sich Eurem Zorne aussetzen würden, daß Ihr in dem Wahne, sie hätten einen Späher, einen Yankee, in Euer Wigwam eingeführt, sie vielleicht tödten würdet."

„Und mein Bruder?" fragte der Miko.

„Hielt es für Schuldigkeit umzukehren, um wo möglich diese Gefahr von ihren edlen Häuptern zu lenken."

Der Indianer war nachdenkend eine lange Weile gestanden. Seine Züge heiterten sich auf. Er streckte nochmals seine flache Hand aus.

Dieses Freundschaftszeichen schien dem jungen Manne nicht ganz unwillkommen zu seyn, der verlegen einer Schaar Wilder zugesehen hatte, wie sie maschinenmaßig hinter ihren Führer traten und sich in einen Kreis schlossen. Eine Weile musterte er die grimmig dunkeln Gestalten, mit ihren blitzend schwarzen Augen und ihren stark hervortretenden Zügen, aus denen angeborne Wildheit und Grausamkeit unverkennbar leuchtete.

Des Häuptlings Auge hatte forschend auf dem jungen Manne geruht und den Eindruck gewahrend, den die plötzlich aus dem Gebüsche hervortretenden Gestalten auf ihn machten, hatte er geschwiegen, um so, wie es schien, dem jungen Manne Zeit zu geben, sich zu fassen.

„Und wünscht mein Bruder in die Dörfer der Weißen zu gehen?"

„Ich wünsche," erwiederte Dieser, „so bald als möglich zu den Meinigen zu gelangen. Ich bin britischer Offizier und muß deßhalb so schnell als möglich auf meinen Posten."

Der Indianer schüttelte sein Haupt. „Der Miko," sprach er, „kennt die Söhne des großen Vaters der

Canadas. Er hat mit ihnen die Streitaxt gegen die Yankees erhoben. Sie sind große Krieger; aber sie sind blinde Nachteulen in unsern Wäldern. Mein Bruder würde nie zu den Seinigen gelangen und verhungern in der weiten Wildniß."

Sein Auge fiel auf die Landschaft, von der wir oben eine Schilderung zu geben versucht haben.

„Sieh!" sprach er, gegen eine Baumgruppe zu deutend, die am äußersten Horizont zu schimmern schien. „Mein Bruder wird auf diese zugehen; aber wenn er dahin gelangt ist, wird sein Kopf mit ihm herumtanzen. Mein Bruder wird sich im Kreise herumdrehen, wie der Hund, der seinen Schweif fangen will. Er wird in hundert Sonnen nicht seinen Weg aus den Wiesen finden."

Das Gleichniß war nicht sehr artig; aber ein bloßer Blick in die weite Ferne überzeugte den jungen Mann, daß der Indianer nicht so ganz unrecht haben dürfte.

„Eine Frage bitte ich mir zu beantworten;" sprach er. „Eure beiden Kinder haben also nichts zu fürchten und der Miko vergibt ihnen großmüthig, daß sie ohne sein Wissen einen Fremdling in seinem Wigwam gepflegt und wieder entlassen haben?"

„Der Miko wird seine Tochter mit einem freudigen Auge dafür ansehen;“ sprach Dieser.

„Und Rosa?“ fragte der Jüngling.

„Auch Diese;“ erwiederte der Miko.

„So bleibt mir nichts übrig, als schleunig meinen Weg anzutreten. Wenn ich nur an den Missisippi gelange. Auf diesem sind bereits unsre Schiffe.“

„Meines jungen Bruders großer Vater hat den Tomahawk gegen die Yankees erhoben?“ fragte der Miko plötzlich.

„Zu Lande und zur See. Wir hoffen diese Yankees tüchtig mitzunehmen;“ sprach er.

„Und wie viele Männer hat er ausgesandt?“ fragte der Indianer wieder.

„Von Landtruppen beiläufig zwanzig tausend, die hier gelandet; im Norden sind jedoch noch mehr.“

„Und mein Bruder?“ fragte der Miko.

„Ich gehöre zur Flotte.“

Der Indianer wurde nachdenkend.

„Der Weg,“ sprach er, „den mein Bruder vor sich hat, ist sehr lang, und die Canoes seines Volkes sind sehr weit entfernt. Sein großer Vater hat viele Krieger, aber die Yankees haben deren noch mehrere.

Höre! Will mein Bruder die Rede eines alten Mannes anhören, der viele Sommer gesehen und dessen Haare grau vor Sorgen und Alter geworden sind?"

Der Jüngling verbeugte sich, selbst etwas tiefer, als er es vielleicht wollte.

„Dann mag mein junger Bruder mit dem Miko in sein Wigwam zurückkehren. Seine Krieger werden mit ihm rauchen, und seine Mädchen werden ihm ins Ohr singen. In zwei Sonnen wird der Häuptling der Salzsee kommen. Der Miko will ihm dann sanft ins Ohr lispeln, und er wird ihn in seinem großen Canoe zu den Seinigen bringen."

„Der Häuptling der Salzsee? Der Seeräuber mich zu den Meinigen bringen?" erwiederte Dieser kopfschüttelnd. „Mein lieber Miko, da irrt Ihr Euch sehr. Das wird er wohl um so mehr bleiben lassen, als ihn dieses an den Galgen bringen würde."

„Ist der Häuptling der Salzsee auch mit seinem Volke im Kriege begriffen?" fragte der Miko.

„Nicht im Kriege; aber er raubt und plündert, wo er etwas findet. Er ist ein Seeräuber, der, so wie er eingefangen, natürlich auch gehängt wird."

Des Indianers Blick hatte sich zusehnds verfinstert.

Der Britte sah ihn betroffen an, ungewiß, ob er nicht eine unangenehme verborgene Saite berührt habe.

„Mein Bruder,“ sprach Dieser, „hat Recht. Er muß gehen; wenn er aber bleiben will, so ist das Wigwam des Miko ihm offen; die weiße Rose wird sein Wildpret kochen, wenn Canondah die Tochter des großen Cumanchee geworden, und er wird des Miko Sohn seyn.“

Dießmal brachte der Antrag kein höhnisches Lächeln auf seinem Gesichte hervor; im Gegentheile, er faßte gerührt die Hand des alten Miko und schüttelte sie herzlich.

„Wenn dem Miko der Oconees seine Männer bei dem großen Geiste geschworen, daß sie für ihn die Streitaxt aufheben wollen, dann müssen sie ihr Wort halten, oder sie sind Hunde;“ sprach der Britte, die Phraseologie des Indianers gebrauchend. „Eben so muß der Sohn des großen Vaters der Canadas halten, was er geschworen. Er muß zu seinen Brüdern eilen, sonst würde er wie ein feiger Hund von ihnen ausgestoßen, sein Name immerdar mit Verachtung ausgesprochen werden.“

Diese Worte, mit Nachdruck ausgesprochen, entschieden.

Der Häuptling nickte beifällig, dann die Hand des jungen Mannes fassend, sprach er: „Halt! mein junger Bruder kam dem Wigwam des Miko nahe, als die Sonne hinter der Erde und der Häuptling im Schlafe lag. Er ist in sein Wigwam eingegangen, als er auf den Jagdgründen war. Er hat es verlassen ungesehen von ihm, ehe er noch in das Wigwam zurückkehrte. Seine Fußstapfen dürfen nicht vom weißen Volke gesehen werden. Will mein junger Bruder bei ihm, den die Oconees der Muscogees den großen Geist und die weißen Völker ihren Gott nennen, will er bei Diesem versprechen, daß er, wenn er seine Feinde sieht, ihn diesen nicht verrathen wird?"

„Ich habe dieß bereits Eurer Tochter versprochen;" erwiederte der junge Mann.

„Will mein junger Bruder es auch dem Miko versprechen?" fragte Dieser mit Nachdruck.

„Ich verspreche es feierlich."

„Will er versprechen, daß er nie seinen Mund öffnen will, um zu sagen, daß der Miko und der Häuptling der Salzsee Freunde gewesen sind?"

„Ich verspreche auch dieses;“ versetzte der junge Mann nach einer kurzen Pause.

„So mögen denn,“ sprach der alte Mann, seine beiden Hände auf die Schultern des jungen Mannes legend „die Gebeine seiner Väter in Ruhe modern. Der Miko wird den Pfad seines Bruders von Dornen reinigen, und sein Laufer wird ihm den Weg der Coshattaes zeigen.“

„Doch mein Bruder wird hungrig seyn,“ fuhr er nach einer Weile fort, „und sein Weg ist lang.“ Er gab den Seinigen ein Zeichen, und einer der jungen Männer leerte seine Jagdtasche auf dem Ufer. Der Miko mit dem Jünglinge setzten sich neben einander und Ersterer reichte diesem einige Schnitte kalten Wildpretes, während er selbst ein Weniges versuchte. Eine Hand voll gerösteten Wälschkorns folgte, und auf dieses eine Calabasse mit wirklich recht gutem Weine. Das kurze Mahl war bald vorüber; der alte Mann stand plötzlich von der Erde auf, nickte freundlich und verlor sich im Walde. Ihm folgten die übrigen Indianer, mit Ausnahme des Renners, der vor ihm stand.

Nochmals warf der junge Mann einen Blick nach den dunkeln Gestalten, als sie zwischen den Bäumen allmählig verschwanden, und dann faßte er rasch das Canoe, um es ins Wasser zu tragen.

Als sie am jenseitigen Ufer gelandet waren, trug der Indianer dieses eine ziemliche Strecke abwärts, wo er es im Gebüsche verbarg; dann kam er trottend auf den jungen Mann zu, und, ohne sich aufzuhalten, glitt er vor Diesem mit einer Schnelligkeit und Behendigkeit über die Wiesengründe hin, mit welcher Schritt zu halten Dieser Mühe hatte.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sealsfield, Charles,

Gesammelte Werke

Bd.: 1

Stuttgart 1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.748(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11722658-7